Eine halbe Million.

Von

Amelia B. Edwards.

(Verfasserin von „Barbara.")

Aus dem Englischen übersetzt

von

Elise Mirus.

Dritter Band.

Hamburg, 1866.

Bernhardt'sche Buchhandlung.

Eine halbe Million.

Dritter Band.

„O! Bella età dell' oro!“

Guarini.

Erstes Kapitel.

Die Kunst Staatspapiere zu verkaufen.

Es war kein Wunder, daß Saxon nirgends zu finden war, als man seiner bedurfte, und daß es spät war, als er endlich in's Haus zurückkehrte. Seine Gefangenschaft hatte länger als eine Stunde gedauert; und als Fräulein Rivière sich endlich erhob und fortging, machte er noch einen langen Spaziergang nach einer andern Richtung hin, um im Stande zu sein, seine Abwesenheit zu erklären.

Kaum war er jedoch im Salon erschienen, so bemächtigte der Graf sich seiner, brachte ihn nach Signor Colonnas Studirzimmer und verließ ihn dort. Der Italiener kam ihm mit ausgestreckter Hand entgegen, und Olimpia, welche eifrig mit Schreiben beschäftigt war, blickte auf und lächelte ihn an, als er eintrat.

„Was soll ich Ihnen sagen, Herr Trefalden?“ rief Colonna. „Wie soll ich Ihnen danken?“

„Bitte, sprechen Sie nicht davon,“ sagte Saxon verlegen.

„Wie kann ich lassen, davon zu sprechen? Eine solche Freigebigkeit —"

„Ich würde Ihnen wirklich sehr verbunden sein," unterbrach Saxon ihn, „wenn Sie nicht weiter davon sprechen wollten."

„Sie mögen mich zum Schweigen zwingen, Herr Trefalden; aber jedes treue Herz in Italien wird Ihnen danken!"

„Das, hoffe ich, wird nicht geschehen, weil ich es nicht verdiene. Ich that es um — um Fräulein Colonna zu gefallen."

„Dann hoffe ich, daß Sie wenigstens ihr erlauben Ihnen zu danken, wie Sie verdienen, Herr Trefalden," sagte der Italiener, indem er lächelnd von Einem zum Andern blickte. „Wollen Sie aber verzeihen, wenn ich mir jetzt eine Frage erlaube?"

„Es wird mich freuen, wenn ich Ihnen tausend statt einer beantworten kann."

„Sie haben uns einen Wechsel über eine sehr große Summe gegeben," sagte Colonna, indem er das Papier von seinem Pulte nahm und es betrachtete, während er sprach. „Ueber eine so große Summe, daß ich beinahe daran zweifle, ob Ihr Bankier ihn auszahlen wird, wenn er präsentirt wird. Es ist wenigstens, selbst für einen Millionair wie Sie sind, ungewöhnlich, so viel Geld bei ihrem Bankier zur Disposition stehen zu haben. Darf ich fragen, ob Sie hieran schon gedacht haben?"

Saxon stierte den Wechsel über den Tisch hinüber an und zerbrach sich den Kopf, ob Olimpia

die Summe wohl wirklich verdoppelt habe oder nicht; aber der schräge Deckel des Pultes verhinderte ihn daran, die Zahlen deutlich zu erkennen.

„Ich habe daran gedacht," versetzte er mit bekümmerter Miene, „und — und ich fürchte wirklich—"

„Daß Ihr Saldo nicht ausreichen wird, um ihn zu decken," ergänzte Colonna, indem er eine kurze Bemerkung am Rande des Wechsels notirte. „Es ist ein Glück, daß ich darnach fragte."

„Es thut mir sehr leid," stotterte Saxon.

„Warum? Das ist keine Sache von Wichtigkeit."

„Ich fürchtete —"

„Ich weiß natürlich nicht, wie Ihr Geld belegt ist," sagte Signor Colonna; „aber ich vermuthe, daß es Ihnen keine Umstände machen wird, jeden beliebigen Betrag an Drummond zu übermachen."

„Es ist in Staatspapieren angelegt — wenigstens ein großer Theil davon," antwortete Saxon, dem plötzlich die neue Ueberlandroute Eisenbahn- und Dampfschifffahrts-Gesellschaft einfiel.

„Dann brauchen Sie also nur Ihre Staatspapiere zu verkaufen. Nichts ist leichter."

Nichts leichter, freilich! Armer Saxon!

„Sie werden jedoch wohl zur Stadt deshalb müssen," fuhr Colonna fort. „Wenn ich fragen darf, wer ist Ihr Fondsmakler?"

Aber Saxon wußte nicht einmal, was ein Fondsmakler war.

Mein Vetter besorgt meine Geldangelegenheiten," sagte er; „ich muß mit ihm darüber sprechen."

„Herr Trefalden in der Kanzleihofsallee?"

„Ja."

Signor Colonna und seine Tochter sahen sich an.

„Ich sehe nicht ein, wozu Sie Ihren Vetter dies Mal zu belästigen nöthig haben," sagte der Italiener, nach einem augenblicklichen Zögern.

„Warum nicht?"

„Weil ein Advokat nichts mit der Umsetzung von Staatspapieren zu thun hat. Er kann nur einen Fondsmakler für Sie beauftragen, und warum sollten Sie einem solchen nicht selbst Auftrag ertheilen? Das ist ja viel einfacher."

„Ich glaube, mein Vetter Wilhelm würde es nicht gern sehen," sagte Saxon unschlüssig.

„Bitte um Verzeihung, aber ist es gut gethan, daß Sie sich seiner Ansicht so ganz unterordnen? Könnte es ihn nicht dazu verführen, sich berechtigt zu glauben, eine gewisse Vormundschaft über Ihre Handlungen auszuüben?"

Saxon schwieg. Er wußte, daß sein Vetter diese Vormundschaft schon ausübte, und daß er sich dieselbe gefallen lasse. Aber er verspürte keine Lust, dies einzugestehen.

„Der vorliegende Fall ist ein treffendes Beispiel," sagte Colonna. „Ihr Vetter ist kein aufrich-

tiger Freund unserer Sache. Er hat noch nie in seinem Leben einen Schilling für Italien gegeben, und er wird Ihr großmüthiges Geschenk sicherlich von einem ungünstigen Gesichtspunkte aus betrachten. Warum also ihm die Sache vorlegen? Sie würden Ihre Gabe nicht zurücknehmen, wenn er es mißbilligte —"

„Natürlich nicht!" rief Saxon schnell.

„Und Sie würden ihn erzürnen, wenn Sie dabei beharrten. Lassen Sie sich von mir rathen, mein lieber Herr Trefalden, und handeln Sie für sich selbst."

„Aber ich verstehe es nicht für mich selbst zu handeln," sagte Saxon.

„Ich will Ihnen dazu verhelfen. Ich will Sie mit meinem Freunde, Signor Nazzari, der im Augustinerkloster wohnt, bekannt machen. Er ist ein italienischer Jude — ein Fondsmakler von Profession — und würdig jedes Vertrauens, das Sie geneigt sein möchten ihm zu schenken."

Saxon dankte ihm, aber er war beunruhigt, und sein Antlitz verrieth es. Signor Colonnas Vorschlag kam ihm sehr lockend vor. Er scheute sich davor, seinem Vetter zu sagen, was er gethan hatte, und er wußte, daß Wilhelm noch viel ärgerlicher über dieses Geschenk sein würde als über den Handel mit Greatorex; auf der andern Seite aber verabscheute er jeden Betrug und jede Verstellung.

„Aber sieht es nicht aus wie Mangel an Ver-

trauen zu Wilhelm?" sagte er nach einer Weile. „Ich möchte nicht gern etwas heimlich thun. Lieber will ich Alles ertragen."

Signor Colonna, welcher die Adresse seines Landsmannes auf einen Zettel geschrieben, sah bei diesen Worten empor und legte seine Feder bei Seite, indem er sagte:

„Mein lieber Herr Trefalden, ich rathe Ihnen, nur zu thun wie andere Leute in Ihrer Lage. Kein Advokat ist Fondsmakler."

„Das mag wohl sein, —"

„Sie könnten mit demselben Rechte nach Ihrem Advokaten schicken, wenn Sie krank wären. Er könnte nur einen Arzt holen lassen, um Sie zu kuriren, wie er jetzt einen Fondsmakler beauftragen müßte, Ihre Staatspapiere zu verkaufen."

„Ich wollte, ich wüßte, was ich thun sollte!" rief Saxon.

Der Italiener warf seiner Tochter einen ungeduldigen Blick zu; aber Olimpia fuhr fort zu schreiben, ohne aufzusehen. Sie wußte recht wohl, daß ihr Vater wünschte, sie solle ihren Einfluß in die Wagschale werfen, aber sie war entschlossen, nichts zu sagen. Das große Werk lag ihr ob, und sie hatte es vollbracht; aber zu dem geringeren wollte sie sich nicht herablassen. Colonna kehrte daher ohne ihre Hülfe zum Angriff zurück und führte so viele Beweisgründe an, bis er Saxon, wenn auch nicht überzeugt, doch überredet hatte.

Darauf arrangirten sie noch, daß Saxon und Vaughan am andern Tage zusammen zur Stadt fahren sollten — der Millionair, um seine Staatspapiere zu verkaufen, und der Dragonerofficier, um sie nach Colonnas Anweisung zu verwenden.

Zweites Kapitel.

Was sich am Abend zuvor begab.

Der Morgen war kalt und grau, dem strahlenden, goldigen Tageslicht, welches in den letzten vierzehn Tagen geherrscht hatte, ganz unähnlich, als Saxon Trefalden und Major Vaughan die Station Sedgebrook um neun Uhr fünf und vierzig Minuten mit dem Schnellzuge verließen, um nach London zu eilen.

Sie waren allein in ihrer Abtheilung und saßen sich schweigend, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, gegenüber. Die Landschaft, an der sie vorüberkamen, war langweilig. Ein tiefer Nebel hüllte die lieblichen Hügel von Surrey ein, der Dampf blieb bei der feuchten Luft eine Viertel Meile hinter dem dahinfliegenden Zuge schweben und die buschigen Ebenen, welche stellenweise beinahe bis an den äußersten Rand der Route traten, sahen gespenstisch und schattenhaft aus. Es war ein Tag, wie französische Schriftsteller ihn gern beschreiben, wenn sie von England und den Engländern reden

— ein Tag, an dem die Luft schwer und der Himmel grau ist, und Sir Smith (jung, reich, schön, aber vom Spleen behaftet) hin geht und schneidet sich auf Primrose Hill über den Hals.

So trübe aber auch der Tag war, so war die Stimmung unserer beiden Reisenden doch noch trüber. Saxons Gedanken waren nicht heiterer Natur, aber Vaughans war noch viel düsterer und bitterer Art. Als er so mit gerunzelten Augenbrauen dasaß, die Spitzen seines langen Schnurrbarts kauend und die Matte zu seinen Füßen anstarrend, dachte er an etwas, was sich Abends zuvor in Lady Castletowers Salon begab — er wiederholte es sich Wort für Wort, Blick für Blick, gerade so wie es sich begab — er wiederholte es sich zum hundertsten Male und schärfte es seinem Gedächtniß bei jeder Wiederholung immer tiefer ein.

Doch laßt uns hören, was es war und wie es sich begab.

Das Mittagessen war vorüber, der Kaffe war herumgereicht, und Major Vaughan hatte sich in eine stille Ecke begeben, wo Olimpia lesend unter einer Lampe saß. Er erinnerte sich ganz deutlich, wie das Licht von oben herab auf ihr Gesicht fiel, und wie sie mit freundlichem Lächeln aufblickte, als er sich neben sie niederließ.

Sie knüpften eine Unterhaltung an. Er fragte, ob sie es verzeihen wolle, wenn er sie störe und dann, ob sie ihm keine Aufträge nach Italien mitzugeben habe. Sie erwiderte, daß sie ihm nur in

Betreff seiner selbst Aufträge zu ertheilen habe; daß er tapfer fechten, obwohl sie dies einem so tollkühnen Soldaten nicht zu sagen brauche, und wohlbehalten zurückkommen solle, wenn ihre Sache gewonnen. Worauf ihm plötzlich das Wort, welches er entschlossen gewesen war, nie auszusprechen, auf die Lippe trat, und er sie fragte, ob er sich denn Hoffnung machen dürfe, wenn dies Ereigniß eingetreten?

„Hoffnung?“ wiederholte sie. „Hoffnung auf was, Major Vaughan?“

Und dann sagte er ihr mit wenigen, kräftigen, ernsten Worten, wie er sie liebe, und wie er um sie zu gewinnen Alles ertragen und Alles wagen würde; sie aber sah ihn gleichsam traurig überrascht an und erwiderte ihm, daß nie etwas daraus werden könne.

Es war ihm nie eingefallen, daß etwas daraus werden könne. Er hatte sich tausendmal gesagt, daß es ein Wahnsinn sei, sie zu lieben; und daß es noch zehn tausendmal wahnsinniger sein würde, ihr seine Liebe zu erklären; und doch, jetzt wo die Worte gesprochen waren, konnte er es nicht über sich gewinnen zu glauben, daß er sie vergebens gesprochen.

Seine Stimme zitterte vor Erregung, welches er nicht beherrschen konnte, so sehr er sich auch bemühte, als er fragte, ob die Zeit keine Aenderung hervorbringen würde; und sie antwortete ihm sehr sanft und traurig, aber mit der größten Bestimmtheit — „Keine.“

„Keine!“ Er erinnerte sich genau des Tonfalles, in dem sie dies gesagt — wie sie ihre Stimme

am Schlusse des Wortes gesenkt — wie sie danach geseufzt. Er erinnerte sich auch noch, wie er ihre Hände betrachtet, welche unterdessen leicht gefaltet auf dem Buche in ihrem Schoße geruht hatten — wie weiß und schlank sie sich von dem purpurnen Einbande abhoben — und wie er sich, nachdem Alles gesagt war, gesehnt hatte, sie zu fassen und einmal zum Abschied zu küssen. Ja; es war gesagt und geschehen und vorüber — Alles vorüber!

Und dann sah er in den grauen Nebel hinaus und dachte an Italien und das unruhige Leben, welches ihm bevorstand. Er hatte nie viel nach der „Sache" gefragt und jetzt kümmerte sie ihn noch weniger als sonst. Olimpias Augen waren „die Sache" für ihn gewesen, und gleich vielen Anderen hatte er sich nur um ihretwillen derselben angeschlossen. Aber darauf kam jetzt wenig an. Er bedurfte der Aufregung, und jede Sache, für die es etwas zu thun und für die es Gefahren zu bestehen gab, wäre ihm willkommen gewesen.

Mittlerweile dachte Saxon, der ihm gegenüber in der andern Ecke saß, über seine eigenen Sorgen nach. Erstens war er durchaus nicht mit sich selbst zufrieden wegen der Rolle, die er seinem Vetter gegenüber spielte. Er konnte die Idee nicht loswerden, daß er Heimlichkeiten treibe, und dieser Gedanke war ihm unerträglich. Zweitens fühlte er sich nicht recht behaglich in Bezug auf Fräulein Colonna. Er war noch nicht so weit gekommen, sich zu fragen, welcher Art seine Bewunderung für sie

sei, oder über die möglichen Folgen dieser Bewunderung nachzudenken; aber er war plötzlich gewahr geworden, welche unbegrenzte Macht sie über ihn besitze, und erschrack bei der Entdeckung, wie weit er sich von dem Wunsche, ihr zu gefallen, hinreißen lassen könne. Wilhelm Trefalden hatte gesagt, sie sei im Stande, ihn aufzufordern, das Kommando eines Korps zu übernehmen; aber Saxon war es jetzt klar geworden, daß Olimpia im Stande sei, noch viel mehr von ihm zu verlangen.

Und bei alledem konnte er es nicht lassen, an sein Abenteuer im Mausoleum und an die sonderbare Zusammenkunft zwischen Lady Castletowers und Fräulein Rivière, der er, ohne es zu wollen, beigewohnt hatte, zu denken. Das kummervolle Antlitz des jungen Mädchens verfolgte ihn. Er wünschte ihr zu helfen, und bedurfte des Rathes, um zu erfahren, auf welche Weise ihr wohl am besten zu helfen sei. Vor Allem wünschte er zu erfahren, welche geheime Ansprüche sie an Lady Castletowers habe. Er hätte viel darum gegeben, wenn er diese Sache hätte mit dem Grafen besprechen können; aber das war natürlich nach dem, was er gehört hatte, unmöglich. So grübelte und rieth er hin und her, bis er endlich zu dem Entschlusse gelangte, seinen Vetter in dieser Sache um Rath zu befragen, während er in der Stadt war.

So fuhren die beiden Männer dahin, jeder in seine eigenen Gedanken vertieft, ohne eine Silbe zu sprechen. Sie hätten ihre Reise vielleicht schweigend

fortgesetzt, wenn Saxon nicht zufällig auf dem halben Wege von Sedgebrook nach der Waterloobrücke empor geblickt hätte, wobei er entdeckte, daß die Augen seines Reisegefährten düster auf ihn geheftet waren.

„Nun," sagte er überrascht und lachend, „warum sehen Sie mich denn so schrecklich an? Was habe ich gethan?"

„Nichts besonders Nützliches, so viel mir bekannt, mein Lieber," entgegnete der Officier. „Die Rede ist nicht davon, was Sie gethan *haben*, sondern was Sie thun *wollen*. Ich stellte eben Vermuthungen darüber an, ob Sie wohl die Absicht hätten, meinem Beispiele zu folgen?"

„In welcher Hinsicht?"

„In Hinsicht auf Italien, natürlich. Sind Sie gewillt, in Garibaldis Armee einzutreten?"

„Nein — d. h., ich habe noch nicht darüber nachgedacht," erwiderte Saxon. „Wird Castletowers gehen?"

„Ich glaube nicht. Seine Mutter wird nie ihre Einwilligung dazu geben."

„Wenn er ginge, würde ich auch mitgehen," sagte Saxon nach einer augenblicklichen Pause. „Man wird vermuthlich dort etwas vom Feldleben zu sehn bekommen und an Gefechten theilnehmen können?"

„An Gefechten theilnehmen, ja; aber was das Feldleben anbetrifft, so kann ich Ihnen nichts darüber sagen. Ich bilde mir ein, es wird in der nächsten Zeit dort viel gefährliche Arbeit geben."

„Es wäre mir schon recht, wenn Gefahr dabei wäre,“ sagte Saxon, dessen Einbildungskraft rasch von dieser Idee ergriffen wurde.

„Wie würde es Ihnen gefallen, wenn Sie einen ganzen Tag ohne Speise marschiren, im triefenden Regen auf bloßer Erde, nur mit dem Tornister unterm Kopfe schlafen, mit Tagesanbruch aufstehen und vor dem Frühstück eine Schlacht mitkämpfen müßten?“ fragte Vaughan.

„Es würde mir wohl nicht besser gefallen als Anderen, muß ich gestehen,“ lachte der junge Mann; „aber ich möchte es wohl einmal probiren. Ich wollte, Castletowers könnte mitgehen. Wir haben den Plan, zusammen eine Tour zu machen; aber ein Feldzug in Sicilien wäre hundertmal besser.“

„Wenn Castletowers so frei dastände wie Sie, würde er morgen früh mit mir abreisen,“ sagte Vaughan, und seine Stirn verfinsterte sich wieder, als ihm einfiel, wie nicht nur Saxon, den er im Verdacht hatte, Olimpia Colonna zu bewundern, sondern auch der Graf, an dessen Bewunderung er nicht den geringsten Zweifel hegte, beide dableiben würden, und die Freiheit hätten, sich um sie zu bewerben und sie zu gewinnen, wenn sie konnten, während er weit fort war.

Es war gerade kein angenehmer Gedanke, und der verschmähte Liebhaber hatte in diesem Augenblick das Gefühl, daß er die beiden recht von Herzen hasse.

„Welche Route haben Sie gewählt?“ fragte

Saxon, der nicht ahnte, was im Geiste seines Gefährten vorging.

„Die direkteste, natürlich — über Dover, Calais und Marseilles. Ich werde Sonntag Abend um acht oder neun Uhr in Genua sein.“

„Und ich in Castletowers.“

„Wie kommt das?“ fragte Vaughan scharf. „Mir däucht, Sie sagten, Ihre Zeit wäre gestern um?“

„Das war sie auch; aber Castletowers hat darauf bestanden, daß ich meinen Besuch noch auf eine Woche ausdehnen soll, und daher gehe ich heute Abend wieder dahin zurück. Wie werden wir Sie beim Diner vermissen!“

Aber der Major beantwortete diese Schmeichelei nur durch ein leises Brummen.

Drittes Kapitel.

Wilhelm Trefalden erklärt die Theorie gesetzlicher Fiktionen.

Signor Nazzaria war ein großer, magerer, spinnenähnlicher Italiener, der das Geschäft eines Fonds- und Aktienmaklers betrieb und ein kleines Komtoir unter einem dunklen Bogen jenes merkwürdigen Gängeviertels, welches unter dem Namen Augustinermönchkloster bekannt ist, hatte. Ein Billet von Colonna hatte ihn auf Saxons Besuch vorbereitet, und er empfing ihn bebend mit beredter Unterwürfigkeit, punktirte seine Ansprache mit Verbeugungen und warf sich beinahe vor ihm in den Staub seines Komtoirs. Es kamen nicht viele Fliegen in Signor Nazzaris Netz, und eine solche goldene Fliege wie Saxon ward nicht jeden Tag umgarnt.

Es war erstaunlich, in wie kurzer Zeit das Geschäft abgemacht war. Colonna mochte wohl sagen, daß nichts leichter sei. Zuerst gingen sie nach der Bank von England, wo Saxon seinen Namen in ein großes Buch einschreiben mußte; darauf kehrten sie

nach dem Augustinermönchskloster zurück und warteten dort, während Signor Nazzarie fortging, um das Geld zu holen; und dann kam er mit einem Taschenbuche voll Banknoten zurück, welches er an einer Stahlkette um den Hals befestigt hatte — und damit war die Sache abgemacht.

Major Vaughan zerriß darauf Saxons Wechsel feierlich in Gegenwart des Fondsmaklers und empfing den Werth desselben in neuen Bankbillets auf die Bank von England.

„Und nun leben Sie wohl, Trefalden," sagte er, „bis wir uns in Italien wiedersehen."

„Ich bin noch nicht entschlossen, vergessen Sie das nicht," erwiderte Saxon lächelnd.

„Dann entschließen Sie sich sogleich, und gehen Sie morgen früh mit mir."

„Nein, nein; davon kann keine Rede sein."

„Nun, schieben Sie es wenigstens nicht auf, bis der Spaziergang vorüber ist. Wenn Sie kommen wollen, so kommen Sie, während es etwas zu thun giebt."

„Darauf können Sie sich verlassen," entgegnete Saxon mit höher gerötheten Wangen. „Ich will nicht an den Festen theilnehmen, wenn ich nicht an den Gefechten theilgenommen habe. Adieu!"

„Adieu!"

Und dabei reichten sie sich die Hände, nachdem sie das Gewebe des Gängeviertels glücklich durchschritten und auf den großen Platz vor der Börse herausgekommen waren — und trennten sich.

Saxon wandte sein Antlitz gen Westen und ging zu Fuß Cheapside entlang. Er wollte nach der Kanzleihofallee, hatte aber keine besondere Eile, sein Ziel zu erreichen. Er ging langsam, stand oft still, um in ein Ladenfenster zu gucken, und machte die Runde in der Paulskirche. Er täuschte sich selbst mit dem Vorgeben, daß er hineinginge, um Nelsons Monument zu betrachten; aber er hatte Nelsons Monument schon zweimal besehen und mußte sich in seinem Herzen gestehen, daß er sich sehr wenig daraus mache. Endlich brachte ihn das unerbittliche Schicksal bis an seines Vetters Thür und er ging die schmutzige Treppe hinauf wie ein Schuldbeladener und hoffte, er werde den Advokaten nicht zu Hause finden. Auf dem ersten Absatz begegnete ihm Herr Keckwitch mit dem Hute auf dem Kopfe. Es war gerade ein Uhr, und der achtungswerthe Mann ging zum Mittagessen.

„Herr Trefalden hat Besuch von einem Klienten,“ sagte der erste Schreiber zu Saxons größter Befriedigung.

„O, dann können Sie so gut sein und sagen, ich wäre hier gewesen,“ sagte Saxon und wollte schnell wieder umkehren.

„Aber ich glaube, der Herr wird sogleich fortgehen, wenn Sie vielleicht so lange Platz im Komtoir nehmen wollen,“ fügte Herr Keckwitch hinzu.

„Ich — vielleicht wäre es besser, wenn ich später wieder käme,“ sagte Saxon zögernd.

„Wie es Ihnen gefällt, Herr Trefalden, aber

ich bin überzeugt, daß Sie keine fünf Minuten zu warten brauchen."

Saxon ergab sich daher in sein Schicksal und wartete.

Die Schreiber waren alle zum Essen gegangen, und er war also einige Minuten ganz allein. Sehr bald aber wurde die Thür von Wilhelm Trefaldens Privatzimmer halb geöffnet, und eine tiefe Stimme sagte:

„Dann werden Sie mir also gefälligst schreiben;" der Sprechende, der die Thüre auf der andern Seite zu halten schien, wurde aber nicht sichtbar.

„Sie können sich darauf verlassen, Herr Behrens, daß Sie übermorgen von mir hören werden," erwiderte der Advokat.

„Und Lord Castletowers weiß, daß das Geld für die Hypothek an dem bestimmten Tage herbeigeschaft werden muß?"

„Ich habe ihn davon in Kenntniß gesetzt."

„Muß, Herr Trefalden. Vergessen Sie das nicht. Ich kann keinen Aufschub gewähren. Zwanzig tausend Pfund von dem Gelde müssen direkt an den Agenten in Worcestershire abgehen; und die übrigen fünf werden zu Reparaturen, Bauten u. s. w. nöthig sein. Es ist eine gebieterische — ganz gebieterische Nothwendigkeit."

„Es ist mir wohl bekannt, daß Sie des Geldes durchaus bedürfen, Herr Behrens," lautete die Antwort, welche Wilhelm Trefalden mit dem ruhigsten Ton von der Welt gab; „und ich habe dem Grafen

diesen Umstand, wie es sich gehört, mitgetheilt. Ich zweifle nicht, daß Sie Ihr Geld zur rechten Zeit erhalten werden."

„Nun, ich will es hoffen um seinetwillen. Guten Morgen, Herr Trefalden."

„Guten Morgen."

Und bei diesen Worten trat Herr Behrens in's Komtoir; der Advokat folgte ihm und wäre beinahe zurückgefahren, als er seinen Vetter gewahrte.

„Du hier, Saxon?" sagte er, nachdem er seinen Klienten bis zur Treppe begleitet hatte. „Ich dachte, Du wärest in Castletowers."

Es hätte ein schärferer Beobachter als Saxon dazu gehört, um zu entdecken, daß Wilhelm Trefaldens Wunsch ihn zu dieser Annahme veranlaßt hatte; aber daß dem so war, ist sicher.

„Das bin ich auch in gewisser Bedeutung," erwiderte der junge Mann. „Ich bin nur auf einen Tag in der Stadt."

„Und was führt Dich auf einen Tag nach der Stadt? Doch nichts Schlimmes, hoffe ich?"

„O, nein — durchaus nicht. Ich — das heißt Du —"

Und Saxon, ungeübt in der Kunst, doppelsinnige Reden zu führen, tappte rathlos nach einem Grunde umher, der wahr und doch nicht die Wahrheit wäre.

„Du willst mich wahrscheinlich in irgend einer Sache um Rath fragen, vermuthe ich," sagte der Advokat, der seine Verwirrung bemerkte. „Komm

mit mir in mein Zimmer und erzähle mir Alles, was Du gehört.“

Damit gingen sie in sein Privatzimmer, und Wilhelm Trefalden schloß die Flügelthüren.

„Vor allen Dingen, Saxon,“ sagte er, indem er seine Hand mit Nachdruck auf die Achsel des jungen Mannes legte; „vor allen Dingen muß ich eine Frage an Dich stellen. Du hast soeben einen meiner Klienten gesehen, und Du hörtest ihn über einige Geschäftssachen sprechen, als er fortging?“

„Das that ich,“ antwortete Saxon; „und es war mir leid —“

„Einen Augenblick, wenn's gefällig ist. Du hörtest ihn Lord Castletowers Namen nennen?“

„Ja.“

„Dann muß ich Dich bitten, dieses Umstandes unter keiner Bedingung gegen den Grafen Erwähnung zu thun. Es ist eine Sache, die ihn nicht angeht, und von der es nicht nöthig ist, ihn zu unterrichten.“

„Aber es kam mir vor, als schulde er fünf und zwanzig tausend ....“

Wilhelm Trefalden schüttelte lächelnd den Kopf.

„Nein, nein,“ sagte er. „Nichts der Art. Es ist eine einfache Kapitalübertragung — ein Privatgeschäft, bei dem der Name des Grafen zufälliger Weise gebraucht worden ist. Er hat nichts damit zu thun, persönlich — durchaus nichts.“

„Aber —“

„Aber Du hast nur das Ende der Unterredung

gehört und hast das Wenige, was Du gehört, mißverstanden. Du begreifst aber, daß Du dies nicht weitererzählen darfst?"

„Ja — ich begreife," erwiderte Saxon ungewiß.

„Und ich habe Dein Versprechen, meine Bitte zu erfüllen?"

Saxon zögerte mit der Antwort; endlich sagte er unumwunden: „Ich mißtraue Dir nicht, Vetter Wilhelm; aber das weißt Du wohl, ohne daß ich es Dir sage. Aber ich weiß auch nicht, wie ich es anfangen soll, meinen eigenen Ohren zu mißtrauen. Ich hörte den dicken, mürrischen Kerl doch deutlich sagen, daß Castletowers ihm bis zum zehnten nächsten Monats fünf und zwanzig tausend Pfund zahlen müsse. Was soll das bedeuten, wenn nicht..."

„Höre mich drei Minuten an, Saxon," unterbrach der Advokat ihn gutgelaunt. „Hast Du von solchen Dingen, als da sind gesetzliche Fiktionen, gehört?"

„Ja, ich weiß aber nicht, was sie bedeuten."

„Nun, gesetzliche Fiktionen werden gesetzlich bezeichnet als „„Dinge, die ihrem eigenen Wesen nach nicht bestehen, sondern vor Gericht zu einem bestimmten Zwecke anerkannt und angenommen werden.""

„Das verstehe ich auch nicht."

„Es würde mich wundern, wenn Du es thätest," entgegnete sein Vetter mit freundlichem Lächeln; „aber ich will versuchen, es Dir zu erklären. Bei Rechtssachen sowohl wie bei andern Sachen, mein

Lieber, sind wir oft froh, eine harmlose Hypothese aufstellen zu können, um zu Schlüssen zu gelangen, welche sonst oft mehr Zeit und Mühe kosten würden, als sie werth sind. Wenn z. B., ein gerichtlicher Kontrakt auf See gemacht wird, pflegt man das Dokument von London oder Birmingham oder einer andern Binnenstadt zu datiren, um, wie man es nennt, die Untersuchung des Rechtsfalles dem Gerichtshof der Admiralität zu entziehen und dem Gerichte zu Westminster zu überweisen. Ebenso, wenn ein Kläger eine Klage beim Schatzkammergericht einreicht, er sich vorgeblich als Schuldner der Königin bekannt. Er ist nicht der Schuldner der Königin. Er schuldet der Königin nicht mehr als Du; aber er muß dieses Auskunftsmittel benutzen, um sich unter die Gerichtsbarkeit gerade dieses Hofes stellen zu können."

„Was für ein unerträglicher Unsinn!" rief Saxon.

„Noch ein Beispiel. Bis vor ungefähr acht Jahren war das Gesetz der gerichtlichen Aussetzung auf ein Gewebe legaler Fiktionen gegründet; eine eingebildete Persönlichkeit, John Doe, machte eine Klage anhängig gegen eine andere eingebildete Persönlichkeit, John Roe genannt, von denen keine jemals eine sterbliche Hülle besessen. Was sagst Du dazu?"

„Ich sage, Vetter, wenn ich ein Advokat wäre, würde ich mich eines Systems schämen, das aus lauter Lügen zusammengesetzt ist!" erwiderte Saxon.

Herr Trefalden warf sich in seinen Lehnstuhl und lachte.

„Ich kann es nicht zugeben," sagte er, „daß Du unsere legalen Fiktionen so herunterreißest. Solche Kleinigkeiten bilden die Romantik des Studiums der Rechte und sorgen dafür, daß unsere Phantasie nicht ganz verdorrt."

„Sie sollten aber nicht nöthig sein," warf Saxon ein, dem die amüsante Seite von John Doe und Richard Roe nicht einleuchten wollte.

„Das will ich zugeben. Sie haben ohne Zweifel ihren Ursprung in einem Mangel der Gesetzgebung. Aber wir sind nun einmal nicht mit einem Code Napoleon gesegnet; und es würde uns auch vielleicht nicht gefallen, wenn wir es wären. Wir müssen unsere Gesetze hinnehmen, wie sie sind, und dankbar dafür sein. Sie könnten um Vieles schlechter sein, darauf kannst Du Dich verlassen."

„Dann ist es also eine gesetzliche Fiktion, daß Castletowers Herrn Behrens fünf und zwanzig tausend Pfund schuldet?" fragte Saxon.

Wilhelm Trefalden zuckte zusammen. Er hatte gehofft, daß der Name des Wollhändlers Saxons Beachtung entgangen wäre; aber das war nicht der Fall gewesen. Saxon erinnerte sich jedes Wortes — der Namen, des Datums und des Betrages, ganz genau.

„Richtig," erwiderte der Advokat. „Lord Castletowers schuldet Herrn Behrens ebenso wenig fünf und zwanzig tausend Pfund wie Du. Er würde

in diesem Augenblick ein ruinirter Mann sein, Saxon, wenn er es thäte."

„Er benimmt sich nicht wie Einer, der am Rande des Ruins steht," sagte Saxon.

„Natürlich nicht. Wenn dem so wäre, so würde er sein Haus nicht mit Gästen füllen und keine Bälle geben. Nun also ist Alles erklärt, und ich habe Dein Versprechen."

Saxon blickte seinem Vetter ernst in's Gesicht; er bildete sich ein, kein Mensch könne einem andern gerade in's Gesicht sehen, während er eine Lüge spreche. Viele Personen glauben dies, aber es kann keine irrigere Ansicht geben. Der geübte Lügner legt es darauf an, seinem Zuhörer recht fest in die Augen zu sehen, und weiß, daß die Hälfte der Wirkung seiner Lüge gerade davon abhängt. Saxon aber hätte dies nicht geglaubt, wenn auch ein Engel es ihm gesagt. Darum sah er seinen Vetter an, um das Zeugniß der Wahrheit in seinem Antlitz zu lesen — und als Wilhelm Trefalden seinen Blick mit furchtlosem Freimuth erwiderte, waren seine Zweifel alle zerstreut und ohne Zögern leistete er ihm das Versprechen, zu schweigen.

„So ist's gut," sagte der Advokat. „Und nun setze Dich, Saxon und erzähle mir, was Du mir sagen wolltest."

„Es ist eine lange Geschichte," meinte Saxon.

„Ich bin daran gewöhnt, lange Geschichten anzuhören."

„Aber ich bin nicht daran gewöhnt, sie zu er-

zählen; und ich weiß kaum, wo ich anfangen soll. Es handelt sich um eine Dame.“

„Um eine Dame,“ wiederholte Wilhelm Trefalden, und Saxon konnte nicht umhin zu bemerken, daß seines Vetters Ton durchaus keine Befriedigung verrieth.

„Eigentlich,“ fuhr der junge Mann schnell fort, „handelt es sich um zwei oder drei Damen.“

Herr Trefalden hielt die Hände empor.

„Um zwei oder drei Damen!“ rief er. „Wie schrecklich! Ist Fräulein Colonna auch darunter?“

„O, nein, gewiß nicht!“ rief Saxon mit Nachdruck — vielleicht ein wenig zu nachdrücklich. Und dann fing er plötzlich an seine Geschichte zu erzählen; wie er Fräulein Rivière zuerst auf dem Bahnhof bei der Waterloobrücke gesehen und schloß mit dem Bericht über das Abenteuer im Mausoleum.

Herr Trefalden hörte ihn sehr geduldig bis zu Ende an, warf dann und wann eine Frage dazwischen und brachte die verschiedenen Umstände, die ihm vorgelegt wurden, in seinem Geiste mit einander in Verbindung. Endlich hielt Saxon inne und sagte:

„Das ist Alles, Vetter, und nun möchte ich gern, daß Du mir sagtest, was ich dabei thun kann.“

„Was willst Du gern thun?“

„Ich möchte Ihnen natürlich gern helfen.“

„Nun, Du hast ja die Adresse der jungen

Dame. Sende Ihr einen Wechsel von funfzig Pfund."

„Sie würde ihn nicht annehmen, wenn ich es thäte. Nein, nein, Vetter Wilhelm, so geht es nicht. Es muß viel geschickter angefangen werden. Ich wünsche, daß sie regelmäßig Geld bekommen — zweimal jährlich, verstehst Du — genug, um mit ihrer armen Mutter in Italien wohnen, die Doktorwohnungen und dgl. m. bezahlen zu können."

„Aber die Jahresrente von Lady Castletowers —"

„Lady Castletowers ist hart und kalt wie Marmor," unterbrach Saxon ihn unwillig. „Ich wollte lieber verhungern, als einen Heller von ihr annehmen. Wenn Du gehört hättest, mit welchem Widerstreben sie ihr die elenden zwanzig Pfund versprach!"

„Ich habe nie gedacht, daß die Gräfin eine Hand offen wie der Tag, zu Zwecken rührender Barmherzigkeit hätte," bemerkte Herr Trefalden.

„Barmherzigkeit!" wiederholte Saxon.

„Ich zweifle überdem daran, daß sie es aus Barmherzigkeit thut. Es müssen Ansprüche da sein — Beinahe bin ich sicher, daß ich den Namen Rivière in Verbindung mit dem der Wynclyffes oder Pierrepoints gehört habe — und doch — Bah! wenn Keckwitch hier wäre, würde er es mir augenblicklich sagen können!"

Und Herr Trefalden lehnte sich nachdenklich in seinen Stuhl zurück.

„Ich wollte, Du könntest mir angeben, auf welche Weise ich etwas für sie thun könnte," sagte Saxon. „Ich wünsche, daß sie es erhalten, siehst Du ein, ohne daß sie erfahren, woher es kommt."

„Das macht die Sache schwierig," meinte Trefalden.

„Und es darf auch nicht wie ein Almosen aussehen."

„Das macht es noch schwieriger."

„Ich habe gedacht, wenn man ihr einen Auftrag gäbe," sagte Saxon schüchtern, „einen Auftrag, kolorirte Photographien von der italienischen Küste zu machen, verstehst Du, — ginge das nicht an?"

„Es ist keine schlechte Idee," erwiderte der Advokat. „Es ließe sich vielleicht thun, wenn man es geschickt anfinge; aber es kommt mir vor, als ob ich Keckwitch im Komtoir hörte."

Damit ging Trefalden hinaus, um seinen ersten Schreiber aufzusuchen, und überließ es Saxon, sich, so gut er konnte, mit der schmutzigen Landkarte und den bestäubten Gesetzbüchern zu amüsiren.

Endlich, nach einer langen halben Stunde, kam er wieder zurück mit einem Papier mit Notizen in der Hand.

„Nun?" fragte Saxon, der des langen Alleinseins herzlich überdrüssig war.

„Nun; ich glaube, ich weiß Alles, was ich wissen muß, bis zu einem gewissen Punkte; und

ich habe wenigstens herausgebracht, wer Deine Eisenbahnheldin ist. Es ist eine ziemlich romantische Geschichte, aber Du mußt Dich niedersetzen und geduldig zuhören, während ich sie Dir erzähle.“

Viertes Kapitel.

Ein Stück Familiengeschichte.

Jeder, der die englische Geschichte studirt hat, ist mit dem edlen alten Namen Holme-Pierrepoint vertraut. Ein stattlicheres Geschlecht von Männern und Frauen als die Träger dieses Namens füllten nie die Seiten einer mittelalterlichen Chronik. Ihr berühmter Vorfahr, Thierrey de Pierrepoint kam, wie die Phrase lautet, mit Wilhelm dem Bastard herüber: aber er war nur der jüngere Sohn eines jüngeren Sohnes, und die Familien, welche ihn als ihren Gründer betrachten, sind im Grunde genommen nur Sprossen jener älteren Linie, welche schon drei Jahrhunderte vor der großen Eroberung Länder und Titel in der Franche Comté besaß.

Wie Thierrey de Pierrepoint Herr manches schönen und fruchtbaren Rittergutes wurde; wie seine Nachkommen sich vermehrten und gediehen, unter mehr als dreißig Herrschern hohe Staatsämter bekleideten, sich im Felde und im Rathe einen großen Namen machten und sich mit den schönsten und

edelsten von beinahe allen adeligen Geschlechtern im Lande ehelich verbanden, braucht hier nicht aufgezählt zu werden. Genug, daß die Holme-Pierrepoints ein älterer Zweig des ursprünglichen Stammes der Pierrepoints waren, und daß Lady Castletowers, deren Vater ein Holme-Pierrepoint und deren Mutter eine geborene Talbot war, wirklich einige Entschuldigung für ihren unmäßigen Geburtsstolz hatte, welcher durch jeden Gedanken und jede Handlung ihres Lebens wie die Grundfarbe durch alle Tinten eines Gemäldes hindurchschimmerte.

Mit der Abkunft der Gräfin verhielt es sich folgendermaßen:

George Condé Holme-Pierrepoint, dritter Lord von Holmes zu Holmeschloß in Lancashire, war nicht mehr jung und hatte noch dazu ein mageres Gut mit vielen Hypothekschulden belastet, als er plötzlich mit fünfzig Jahren zum größten Verdrusse seines Vetters und muthmaßlichen Erbens, des Kapitain Holme-Pierrepoint von Sowerby, auf den Einfall kam, zu heirathen. Die Dame seiner Wahl war gerade halb so alt wie er. Sie war in Portsmouth und Umgegend als „das schöne Fräulein Talbot" bekannt; sie war die fünfte von neun Töchtern in einer Familie von vierzehn Kindern; und ihr Vater, der ehrenwerthe Charles Talbot bekleidete den Rang eines Kontreadmirals in der königlichen Flotte. Es ist beinahe überflüssig hinzuzufügen, daß Fräulein Talbot kein Vermögen besaß.

Die Hochzeit wurde im Sommer 1810 gefeiert

und im Oktober 1811, nach kaum mehr als einjähriger Ehe starb Lady Holmes, eine Tochter zurücklassend, welche Alethea Claude genannt wurde. Mit beinahe gebrochenem Herzen schloß sich der Wittwer jetzt in Holmeschloß ein und führte ein gänzlich einsiedlerisches Leben. Er nahm keine Besuche an; er versäumte seine parlamentarischen Pflichten, und selten sah ihn Jemand außerhalb der Thore seines eigenen Parks. Dann fing man an sich phantastische Geschichten von seinem Temperament und seinen Gewohnheiten zu erzählen. Es hieß, er überließe sich zuweilen plötzlichen Wuthanfällen und verfalle dann oft wieder in ein ebenso unerklärliches Schweigen; er verabscheue das Tageslicht und säße gewöhnlich bei geschlossenen Läden und brennenden Lichtern; gehe zuweilen acht und vierzig Stunden nicht zu Bette, und noch hundert andere ebenso bizarre und unwahrscheinliche Geschichten wurden erzählt. Endlich als die Welt ihn beinahe vergessen hatte, und seine kleine Tochter vier bis fünf Jahre alt war, setzte Lord Holmes seine Nachbarn und noch viel mehr seinen Erben dadurch in Erstaunen, daß er die Gouvernante seiner Tochter heirathete.

Wie er zu diesem Schritte kam; ob er die Gouvernante um ihrer selbst willen oder um des Kindes willen heirathete, oder ob es nur eine vorübergehende Laune war, sind Dinge, die nur ihm allein bekannt waren. Daß er sie heirathe, und daß er nach der Hochzeit beiblieb, dasselbe excentrische mürrische Leben zu führen, wie vorher, war Alles,

was selbst seine eigenen Domestiken von der Sache wußten. Die zweite Lady Holmes machte nirgends Besuche, und kein Mensch besuchte sie. Was sie als Fräulein Holme-Pierrepoints Gouvernante gewesen war, das blieb sie auch als Fräulein Holme-Pierrepoints Stiefmutter. Sie machte keinen Anspruch auf Autorität. Sie nannte ihren Gatten „Mylord," scheute sich vor ihren Domestiken und leistete dem herrschsüchtigen Temperamente des Kindes nach wie vor Vorschub. Das Resultat war, daß sie eine Null in ihrem eigenen Hause blieb und auch als eine Null behandelt wurde. Als sie im Laufe der Zeit einer kleinen Tochter das Leben gab, fanden keine Freudenbezeugungen statt; und als sie einige Jahre später starb und neben ihrer hochgeborenen Vorgängerin beigesetzt wurde, folgten ihr keine laute Wehklagen. Hätte sie dem Hause einen Erben geschenkt, oder hätte sie ihren Platz darin muthiger ausgefüllt, so wäre manches vielleicht anders gewesen. Aber die Welt ist nur zu geneigt, die Leute nach dem Werthe zu schätzen, den sie sich selber beilegen; und Lady Holmes, „seufzend unter der Last einer Würde, zu der sie nicht geboren war," hatte ihren Werth nach dem Gebote eines Herzens bemessen, das so demüthig und bescheiden wie nur je eines in einer Frauenbrust schlug.

So kam es, daß Lord Holmes der Vater zweier Töchter und zweimal Wittwer geworden war, und das war auch die Ursache, daß Kapitain Holme-Pierrepoint von Sowerby noch immer der muth-

maßliche Erbe der Marquiskrone seines Vetters blieb.

Nie wuchsen zwei junge Mädchen so verschieden auf als die ehrenwerthen Fräulein Holme-Pierrepoint. Erstlich war ein Unterschied von beinahe sechs Jahren in ihrem Alter; aber dies war nichts im Vergleich zu ihrer Erscheinung, ihrer Gemüthsart und ihrem Geschmack.

Die ältere war groß, stattlich und seit frühester Jugend durch die eigenthümliche Aehnlichkeit mit Marie Antoinette, welche in späteren Jahren so auffallend wurde, bemerkenswerth. Die jüngere dahingegen war eher niedlich als schön, im höchsten Grade gefühlvoll und schüchtern, und so anspruchslos wie das bescheidenste Bauermädchen auf ihres Vaters Gütern. Alethea vergaß nie, daß sie von beiden Seiten von adeliger Abkunft war; aber Elisabeth schien nie daran zu denken, daß sie es wenigstens von einer Seite war. Alethea war kalt und ehrgeizig; aber Elisabeth war von Natur so schmiegsam und zärtlich wie aufopfernd. Elisabeth sah zu Alethea als zu dem edelsten und vollkommensten Geschöpfe Gottes empor; aber Alethea, welche ihrem Vater nie seine Wiederverheirathung vergeben, hatte jene beschränkte Achtung vor ihrer Halbschwester, welche ein Juwelier für einen ungeschliffenen Diamanten, ein Jagdliebhaber für einen Stöberhund von gemischter Abkunft empfindet.

Jahre vergingen, und als die Mädchen zu Jungfrauen heranreiften, wurde ihre Verschiedenheit immer augenfälliger. Als das ehrenwerthe Fräu-

lein Holme-Pierrepoint das Alter erreicht hatte, welches sie befähigte, ihren Platz in der Gesellschaft einzunehmen, wurde sie von ihrer Tante, der Gräfin von Glastonbury, am Hofe vorgestellt, und nach der einfachen Weise, wie sie zur Zeit Georgs des Dritten herrschte, in die Welt eingeführt. Bevor noch die Saison zu Ende war, verlobte sie sich mit Harold Wynneclyffe, dem vierten Grafen von Castletowers, und zu Anfang des Frühjahrs in dem darauf folgenden Jahre wurde die schöne Alethea, während ihre jüngere Schwester noch auf der Schulbank saß, im Hause ihrer Tante in Somersetshire von dem Bischof von Bath und Wells ganz in der Stille getraut.

Unterdessen war beschlossen worden, daß Lord Holmes jüngerer Tochter alle jene Verlegenheiten und Gefahren, denen ein junges Mädchen bei der Wahl eines Gatten ausgesetzt ist, erspart werden sollten. Das Loos ward für sie geworfen. Sie sollte Kapitain Holme-Pierrepoint von Sowerby heirathen.

Ein einfacherer und bewunderungswürdigerer Plan ließ sich nicht erdenken. Kapitain Holme-Pierrepoint war ihres Vaters Erbe, und es war natürlich wünschenswerth, daß Elisabeths Mitgift in der Familie blieb. Dann war Elisabeth sehr jung — jung für ihr Alter — und ihr Charakter bedurfte einer verständigen Bildung. Kapitain Holme-Pierrepoint war wie geschaffen, um den Charakter eines jungen Mädchens zu bilden. Er war ein

Mann, der eine Masse ernsthafter Lektüre im Jahre bewältigte; der mit vielem Vergnügen Statistik las; pomphaft sprach, ein strenger Presbyterianer war und seine Ansichten über Erziehung hatte. Diesen Eigenschaften können wir noch hinzufügen, daß Kapitain Holme-Pierrepoint noch ein schöner Mann und nur acht und vierzig Jahre alt war.

So unglaublich es aber auch scheinen mag, so war Lord Holmes Tochter doch durchaus nicht so glücklich in der Aussicht auf ihr Schicksal, als sie hätte sein müssen. Wie die meisten jungen Mädchen hatte sie sich mit Träumen beschäftigt, und sie konnte sich nicht entschließen, Kapitain Holme-Pierrepoint als die Verkörperung des Ideals, das ihre Phantasie sich ausgemalt, anzuerkennen. Ihre liebevolle Natur bedurfte eines Mannes, an den sie sich schmiegen, für den sie leben, den sie verehren konnte; aber sie sah ein, es würde unmöglich sein für Kapitain Holme-Pierrepoint zu leben, sich an ihn zu schmiegen, oder gar ihn zu verehren; und vor allen Dingen scheute sie sich davor, ihren Charakter durch seine „Ansichten" über Erziehung bilden zu lassen.

Um daher dieses schreckliche Mißgeschick zu vermeiden, leistete das jüngere Fräulein Holme-Pierrepoint nach reiflicher Ueberlegung Verzicht auf das ihr bestimmte Geschick und ging mit ihrem Zeichenlehrer durch.

Es war ein fürchterlicher Schlag für den Stolz der ganzen Familie. Die Talbots und Wynneclyffes waren der Meinung, daß Lord Holmes nur geerntet,

was er gesäet, und daß von der Tochter einer Gouvernante nichts Besseres zu erwarten gewesen sei; aber Lord Holmes sah die Sache aus einem ganz andern Gesichtspunkte an. Er mochte hart oder excentrisch sein; aber der alte Mann hatte seine jüngste Tochter wirklich geliebt; deshalb fühlte er jetzt sein ganzes Herz gegen sie erkalten, und er schwur, er wolle sie nie wieder sehen, nie wieder mit ihr sprechen und ihr nie vergeben, so lange er lebte. Nachdem er sie darauf förmlich enterbt hatte, befahl er, ihren Namen nicht wieder in seiner Gegenwart zu nennen.

Was Lady Castletowers anbetrifft, so war ihr Groll nicht weniger bitter Sie sah ihre Halbschwester niemals wieder. Sie litt dabei freilich nicht, wie ihr Vater that; ihr Herz ward nicht bedrückt wie das seine — wahrscheinlich, weil sie zu wenig Herz hatte; aber ihr Stolz fühlte sich vielleicht noch tiefer verletzt. Keiner von Beiden machte je einen Versuch die Flüchtige zurückzurufen. Sie löschten ihren Namen nur einfach aus ihrem Familienbuche; verbrannten die Briefe, in welchen sie ihre Verzeihung erflehte, ungelesen und benahmen sich in jeder Weise, nicht als wenn sie todt wäre, sondern als wenn sie nie existirt hätte.

Elisabeth Holme-Pierrepoint war mittlerweile mit ihrem Gatten nach Italien geflohen. Er war ein sehr junger Mann — ein bloßer Anfänger in der Kunst — reich an Hoffnung, arm am Beutel und ein Enthusiast in Allem, was seine Kunst be-

traf. Aber Enthusiasmus ist ebenso oft ein Beweis von Geschmack als ein Prüfstein für das Talent; und Edgar Rivière mangelte trotz seiner lebhaften Empfindung für Form und Farbe, trotz seiner Verehrung des Antiken und seiner Vergötterung Rafaels, die große Gabe, welche den Poeten wie den Maler macht, er besaß keine schöpferische Kraft. Er zeichnete richtig und verstand brilliant zu koloriren; aber ihm fehlte die „Phantasie und die göttliche Eigenschaft“ und damit fehlte ihm Alles, was elegante Mittelmäßigkeit vom Genie unterscheidet. Er glaubte jedoch an sich selbst, und seine Frau glaubte an ihn; und Jahre lang kämpfte er und strebte vorwärts, malte ehrgeizig Gemälde, die nie verkauft wurden, und fristete eine spärliche Existenz dadurch, daß er die Bilder Rafaels, die er so sehr liebte, kopirte. Endlich jedoch drängte die bittere Wahrheit sich ihm auf, und er sah ein, daß er sich mit Hoffnungen getäuscht, welche nie in Erfüllung zu gehen bestimmt waren. Aber die Entdeckung kam zu spät. Die langen Jahre unbelohnter Anstrengung, hatten seine Gesundheit angegriffen und seinen Muth im Innersten geknickt, und kein Funken jener hohen Begeisterung, welche ihn einst gegen alle „Schläge und Pfeile eines ungünstiges Geschicks“ gewappnet hatte, war ihm geblieben. Er überlebte den Schiffbruch seines Ehrgeizes nicht lange. Er starb in Florenz, buchstäblich an gebrochenem Herzen, ungefähr funfzehn Jahre nach seiner romantischen Verbindung

mit Elisabeth Holme-Pierrepoint, und hinterließ sie sowie ein Kind, gänzlich unversorgt.

So verschieden war das Geschick dieser beiden Stiefschwestern, und dies war die Familiengeschichte, von der Wilhelm Trefalden Saxon die dürftigsten Umrisse gab, nachdem er Abel Keckwitch konsultirt hatte.

Fünftes Kapitel.

Was sie im Klub sagten.

„Und nun, Saxon,“ schloß Herr Trefalden, „kann ich Dir weiter nichts sagen, als daß Edgard Rivière vor ungefähr drei oder vier Jahren gestorben ist; aber ich denke, es ist nicht schwer zu errathen, wer die Aeltern Deiner unglücklichen Dame sind. Ich bilde mir ein, daß ihre Mutter wahrscheinlich gänzlich mittellos zurückgeblieben ist; und in diesem Falle hat Lady Castletowers sich natürlich veranlaßt gesehen etwas zu thun, um sie vorm Verhungern zu bewahren. Ich zweifle jedoch, daß ihre Menschenliebe über diesen Punkt hinaus gegangen ist.“

„Aber, guter Himmel!“ rief Saxon, der jetzt vor Unwillen in fieberhafter Aufregung im Zimmer auf und ab schritt, „diese Dame ist ihre eigene Schwester, Vetter Wilhelm! ihre eigene Schwester!“

„Ihre Stiefschwester; aber es ist dennoch zu schlecht.“

„Zu schlecht? Es ist abscheulich! Wenn ich Lord Castletowers wäre . . . .“

„Ich vermuthe, daß der Graf nie von der Existenz dieser Menschen gehört hat," unterbrach der Advokat ihn.

„Dann soll er davon hören!"

„Nicht aus Deinem Munde, junger Mann. Du bist zufällig hinter ein Familiengeheimniß gekommen, und ob es nun recht oder unrecht ist, Du mußt es Ehren halber bewahren. Wenn Lady Castlestowers in ihrem Privatgemache ein Skelett aufbewahrt, so ist es nicht Dein Amt, dieses Skelett mit zu dem Gastmahl zu bringen, zu welchem sie Dich einladet."

„Ich fürchte, Du sprichst die Wahrheit," erwiderte Saxon; „aber ich wollte doch, ich könnte es Castletowers erzählen."

„Das darfst Du nicht thun," sagte Trefalden mit Nachdruck. „Es steht in Deiner Macht, zwei unglücklichen Damen eine große Unterstützung angedeihen zu lassen; sei zufrieden mit diesem Vorrechte."

„Ich kann nicht zufrieden sein, wenn ich ruhig zusehen soll, wie eine Ungerechtigkeit begangen wird," rief Saxon. „Man hat ihnen schreckliches Unrecht gethan."

„Wenn auch, mein Lieber, Du bist nicht Don Quixote."

Der junge Mann biß sich auf die Lippen.

„Don Quixotes Name wird oft verkehrt gebraucht," sagte er. „Der Himmel verhüte, daß unser Geschlecht des neunzehnten Jahrhunderts so weit komme, ihn auf die einfache Liebe für das Rechte

anzuwenden. Es kommt mir vor, als wenn die Welt hier sich viel mehr aus Höflichkeit als aus Gerechtigkeit macht. In der Schweiz ist es anders. Und jetzt, Vetter Wilhelm, wie soll ich es anfangen, ihnen zu helfen?"

„Du mußt mir Zeit gönnen, darüber nachzudenken," entgegnete Herr Trefalden. „Die Sache wird einer sehr schonenden Behandlung bedürfen."

„Ich weiß, daß sie das wird."

„Aber ich will sie mir überlegen und Dir morgen darüber schreiben."

„Je eher, desto besser," meinte Saxon.

„Natürlich — und in Bezug auf Geld?"

„In Bezug auf Geld thue so viel Du kannst für sie. Es ist mir einerlei, wie viel es ist."

„Angenommen nun aber, ich zöge hundert tausend Pfund auf Dich!" sagte der Advokat lächelnd.

„Davor ist mir nicht bange; aber ich fürchte, daß Du meine Börse nicht hinreichend in Anspruch nehmen wirst."

„Ich will es wenigstens versuchen," erwiderte Herr Trefalden; worauf Saxon ihm herzlich dankte und die Hand ausstreckte, um ihm Adieu zu sagen.

„Du fragst nicht einmal, wie es mit der Gesellschaft geht," sagte der Advokat, ihn zurückhaltend.

„Ich fürchte, ich hatte die Gesellschaft ganz vergessen," lachte Saxon. „Aber es ist wohl Alles in Ordnung?"

„Ja, wir machen Fortschritte," erwiderte sein Vetter. „Das Kapital vermehrt sich, und die Aktien-

inhaber setzen das größte Vertrauen in die Direktion. Unsere Deputation ist noch in Teheran; und diese Woche senden wir einen von unseren Direktoren nach Sidon. Du wirst Dich erinnern, daß wir in Sidon unsere große Niederlage am mittländischen Meere haben werden, und wir haben die Absicht, ohne Verzug dort mit großen Ingenieurarbeiten zu beginnen."

„Wirklich?" fragte Saxon. „Ist es noch immer ein so großes Geheimniß?"

„Es ist mehr denn je ein Geheimniß."

„O — adieu!"

„Du hast immer Eile, wenn von Geschäften die Rede ist," sagte Herr Trefalden. „Wohin gehst Du jetzt?"

„Nach dem Klub, und dann zurück nach Castletowers."

„Du machst einen langen Besuch. Wie geht's den Colonnas?"

Aber Saxon war schon halb die Treppe hinunter und schien die Frage nicht zu hören.

Von da ging er direkt nach dem Erektheum, wo er nicht so bald erschien, als er auch der Mittelpunkt der allgemeinen Anziehungskraft wurde. Die jungen Leute waren begierig nach Nachrichten aus Italien, und da sie wußten, woher er kam, überhäuften sie ihn mit Fragen. Womit beschäftigt Colonna sich? War es wahrscheinlich, daß er zu Garibaldi gehen würde? Welche Absichten hatte Garibaldi? War Viktor Emanuel der sicilianischen Sache

geneigt? Würde der Krieg sich bis nach Neapel und Rom ausdehnen? Und wenn dem so wäre, glaubte Colonna, daß der Kaiser der Franzosen die Waffen für den Papst ergreifen würde? War es wahr, daß Vaughan im Begriff stand, sich der Armee der Befreier anzuschließen? War es wahr, daß Lord Castletowers das englische Kontingent befehligen würde? War es wahr, daß Saxon selbst ein Officierspatent genommen? Und so fort, bis Saxon sich die Ohren zuhielt und sich weigerte, noch mehr Fragen anzuhören.

„Ich bin nicht Signor Colonnas Vertrauter,“ sagte er, „und ich weiß nichts von seinen Projekten. Aber ich weiß, daß ich kein Officierspatent angenommen, und ich glaube, ich kann dasselbe von Castletowers sagen.“

„Und Vaughan?“ fragte Sir Charles Burgoyne.

„Vaughan ist im Begriffe zu gehen. Er reist heute Abend nach Genua ab.“

„Ich war überzeugt, daß das wahr sei,“ bemerkte Greatorex mit bedeutsamen Lachen. „Vielleicht hat die schöne Olimpia versprochen, Mitleid mit ihm zu haben.“

Saxon wandte sich nach ihm um, als wenn ihn eine Natter gestochen.

„Was meinen Sie damit?“ sagte er hitzig. „Was sollte Fräulein Colonna mit der Sache zu thun haben?“

„Vielleicht sehr viel,“ entgegnete der Bankier.

„Der Herr leiht der Sache seinen Arm und die Dame belohnt ihn mit ihrer Hand. Es ist ein ehrlicher Tauschhandel."

„Und Vaughan hat schon seit Jahren am olimpischen Altar seine Anbetung dargebracht," fügte Sir Charles hinzu.

„Wozu sollte er sonst auch mitgehen?" sagte ein Anderer. „Wir wissen Alle, daß er keinen Strohhalm für Italien geben würde. Es könnte eine verlorene Hoffnung sein, wissen Sie."

„Das ist sehr wahrscheinlich, möchte ich behaupten," entgegnete Burgoyne. „Olimpia Colonna ist ein kluges Weib und kennt ihren eigenen Marktpreis. Sie wird edlerem Wild als einem Dragonerofficier nachjagen."

Saxons Antlitz glühte vor Zorn und Verdruß bei diesen Reden. Endlich vermochte er es nicht länger zu schweigen.

„Das mag Alles wahr sein," sagte er. „Ich glaube nicht, daß es wahr ist; aber jedenfalls steht es nicht in meiner Macht, es zu widerlegen. Eins aber weiß ich sicher — ein volles Klubzimmer ist nicht der Ort, wo der Name einer Dame auf diese Weise besprochen werden darf."

„Ihre Behauptung ist im Allgemeinen sehr richtig, mein Lieber," erwiderte Burgoyne; „aber in dem vorliegenden Falle findet sie keine Anwendung. Wenn der Name einer Dame seit Jahren in Depeschen, Petitionen, Komitélisten und civilen sowohl wie militairischen Berichten aller Art figurirt hat,

dann kann er sicher auch die Atmosphäre eines vollen Klubzimmers vertragen."

„Ich finde nicht, daß das etwas damit zu thun hat," blieb Saxon hartnäckig bei. „Depeschen und Petitionen sind Dinge, die der Oeffentlichkeit angehören und einer allgemeinen Besprechung ausgesetzt sind."

„Aber die wahrscheinliche Verheirathung eines reizenden Mädchens ist eine Privatangelegenheit, und darum nur besonderer Besprechung ausgesetzt," lachte der Gardeofficier. „Was mich betrifft, ich kann nur sagen, daß ich die Absicht habe, mich an Fräulein Colonnas Hochzeitstag aufzuhängen."

Darauf wandte die Unterhaltung sich wieder Viktor Emanuel und Garibaldi zu, und Saxon entfernte sich gleich nachher und machte sich auf den Weg nach der Eisenbahn.

Er befand sich in einer sehr düsteren und unbehaglichen Stimmung, als er sich in seiner Droschke zurücklehnte und am Strande entlang fuhr. Er hatte Vieles, was ihm außerordentlich unangenehm war, während der kurzen Stunde, die er im Klub verweilt hatte, gehört; Vieles, das er nicht widerlegen konnte und daher vergleichungsweise mit Geduld hatte ertragen müssen. Daß Olimpias Name auf den Lippen solcher Müssiggänger thronte, kam ihm wie eine Entweihung vor; aber daß er mit den Namen von Vaughan und Castletowers, und vielleicht — wer konnte es wissen? — noch mit denen hundert anderer Männer, deren politische Sympa-

thien sie nothwendig mit ihr in Berührung brachten, in Verbindung genannt wurde, erschien ihm einfach als Gotteslästerung.

Welcher Mann auf Erden war ihrer würdig, um damit anzufangen. Sicher nicht Major Baughan mit seiner oberflächlichen Moral, seinem halbversteckten Cynismus und seinem stahlgrauen Barte. Nicht einmal Castletowers, obgleich er ein guter, ehrenwerther Gentleman war. Nein — Derjenige, der zum Gatten für Olimpia Colonna passend wäre, müßte ein moderner Du Guesclin oder Bayard sein, ein Mann von dem alten, heroischen Typus, dessen Seele in gleichem Feuer wie die ihrige loderte, der große Thaten für die Sache, der sie sich geweiht, vollbringen und ihr seine strahlenden Lorbeeren zu Füßen legen würde. Aber gab es denn solch einen Helden, jung, schön, muthig, feurig, glücklich in der Liebe und siegreich in der Schlacht, ein Mann wie es keinen zweiten gab, sans peur et sans reproche?

Vielleicht tröstete Saxon sich im Stillen mit der Ueberzeugung, daß nur ein tapferer Ritter Fräulein Colonnas würdig sei, und daß ein solcher tapferer Ritter nicht sobald erscheinen würde.

Inmitten dieser Betrachtungen jedoch befand er sich wieder auf der Eisenbahn, wo der Extrazug gerade im Begriff war abzufahren, und er keine Sekunde mehr zu verlieren hatte. Seine Schillinge hinzuwerfen, die Platforme entlang zu stürzen und in einen Waggon erster Klasse zu springen, gerade als der Schaffner die Reihe hinunter lief und der

Lokomotivenführer zum ersten Male pfiff, war das Werk eines Augenblicks. Als die Thür sich hinter ihm schloß, und er sich in die erste beste Ecke drückte, rief eine freundliche Stimme ihn bei Namen, und er sah, daß er sich Fräulein Hatherton gerade gegenüber befand.

Sechstes Kapitel.

Auf der Plateforme.

„Sehr angenehm Sie zu treffen beim — nun nicht gerade beim Mondenschein, Herr Trefalden," sagte sie und reichte ihm dabei in ihrer herzlichen Weise, beinahe wie ein Herr die Hand hin, wodurch Saxon sich immer so angenehm ungenirt in ihrer Gesellschaft fühlte. „Haben Sie noch mehr Wetterhähne geschossen und noch mehr Wettläufe gemacht, seit ich Sie zuletzt gesehen?"

„Nein," erwiderte Saxon lachend; „ich habe mich nützlicher beschäftigt."

„Das freut mich zu hören. Darf ich fragen, auf welche Weise?"

„O, Fräulein Hatherton, wenn Sie Details verlangen, bin ich verloren. Ich habe nur das angenehme Bewußtsein, daß ich mich gut aufgeführt und mich bestrebt habe, mich zu bessern. Ich fürchte aber, daß Sie diese Angabe etwas unklar finden werden."

„Schrecklich unklar. Jedenfalls aber haben Sie noch nicht das rothe Hemd angelegt.“

„Das rothe Hemd?“ wiederholte Saxon, indem er unwillkürlich einen Blick auf das mit kleinen blauen Hufeisen gesprenkelte Kleidungsstück warf, in welchem seine Person gerade steckte. „Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich will damit sagen, daß Sie noch nicht zu Garibaldi übergegangen sind.“

Wieder Garibaldi! Es war, als wenn die Luft heute mit den Namen Garibaldi und Italien erfüllt wäre!

„Sie auch, Fräulein Hatherton?“ sagte er. „Ich habe, seit heute Morgen, wo ich in der Stadt war, mehr über die italienischen Angelegenheiten gehört, als ich jemals in Castletowers zu hören bekomme. Die Leute im Erektheum sprachen von nichts Anderem.“

„Das will ich wohl glauben,“ entgegnete die Erbin. „Die Zuschauer haben immer mehr zu sagen als die Arbeiter. Aber hat Fräulein Colonna Sie noch nicht angeworben?“

„Wahrhaftig nicht, nein!“

„Sie setzen mich in Erstaunen. Ich hätte es nicht geglaubt, daß sie solche unglaubliche Schonung gegen einen Mann von Ihrem Ellenmaaß zeigen würde. Aber vielleicht haben Sie die Absicht, auf jeden Fall einzutreten?“

„Ich habe durchaus keine bestimmte Absicht,“ sagte Saxon, „aber wenn welche von unseren Be=

kannten hingingen, so möchte ich nichts lieber als mich ihnen anschließen.“

„Nichts würde mir mehr Vergnügen machen, wenn ich ein Mann wäre,“ sagte Fräulein Hatherton. „Wissen Sie, wie es mit dem Fond steht? Ich hörte kürzlich, sie seien sehr verlegen um Geld, und da schickte ich ihnen etwas — nicht viel, aber so viel ich entbehren konnte.“

„O, ich glaube mit dem Fond steht es ganz gut,“ erwiderte Saxon in einiger Verwirrung.

„Sie haben natürlich auch subskribirt?“

„Ja, ich — habe etwas gegeben.“

Fräulein Hatherton fixirte ihn scharf.

„Ich möchte wohl wissen, wie viel dieses etwas bedeutet,“ sagte sie. „Ich hörte heute ein sonderbares Gerücht . . . aber ich vermuthe, Sie würden es mir doch nicht sagen, wenn ich Sie auch fragte?“

Saxon schüttelte lachend den Kopf.

„Gerücht ist gewöhnlich nur ein höflicher Ausdruck für eine Lüge,“ entgegnete er. „Sie sollten ein solches nie glauben.“

„Vielleicht haben Sie Recht,“ antwortete Fräulein Hatherton ernst. „Es würde mir leid thun, wenn ich Alles glauben müßte . . . .“

Sie hielt inne und fuhr nach einer Pause fort: „Wenn Sie nach Italien gehen, Herr Trefalden, müssen Sie mir es jedenfalls sagen lassen. Ich muß mich nur darüber wundern, daß Fräulein Colonnas Beredsamkeit Sie nicht längst dazu vermocht hat.“

„Aber ich bin ja kein Italiener.“

Fräulein Hatherton lächelte mitleidig und sagte:

„Mein lieber Herr Trefalden, wenn Sie ein Thug und geneigt wären Ihren roomal der Sache dienstbar zu machen, so würden die Colonnas Sie anwerben. Jede Nation ist ihnen recht. Sie wollen weiter nichts als Freiwillige und Subskribenten. Ueberdem sind schon eine Menge Ihrer Landsleute über die Alpen gegangen.“

„Wissen Sie das gewiß?“ fragte Saxon.

„Ebenso gewiß, als daß Sie nie eine Zeitung lesen.“

„Da haben Sie ganz Recht,“ lachte er. „Das thue ich auch nicht.“

„In Genua hat sich schon eine Kompagnie von englischen Freiwilligen gebildet,“ fuhr Fräulein Hatherton fort.

„Ja — das weiß ich.“

„Es wird sich auch ein deutsches Korps bilden, wie ich höre; und es ist die Rede von einem schweizer und einem ungarischen Korps.“

Saxon flog beinahe von seinem Sitze empor.

„Ein schweizer Korps!“ rief er. „Ein schweizer Korps, und davon hat Niemand ein Wort gegen mich verlauten lassen!“

„Das ist sehr sonderbar!“ bemerkte Fräulein Hatherton.

„Und Fräulein Colonna sprach doch gestern Morgen so viel mit mir von Italien!“

„Vielleicht wollen Sie nicht gern einen Soldaten aus Ihnen machen, Herr Trefalden," meinte die Erbin.

„Aber es fehlt ihnen an Soldaten . . ."

„Wohl wahr, aber . . ."

„Aber was?"

„Vielleicht bedürfen sie in diesem Augenblick der Sehnen des Krieges noch mehr, als Ihrer persönlichen Muskelkraft?"

„Der Sehnen des Krieges!" stotterte Saxon.

„Sie könnten getödtet werden, begreifen Sie."

„Natürlich könnte ich getödtet werden; aber das muß jeder Freiwillige riskiren. Vaughan kann auch getödtet werden."

„Das kann er; aber Major Vaughan hat nicht so viele Millionen im Vermögen."

Saxon sah Fräulein Hatherton verblüfft an.

„Ich — ich verstehe Sie wirklich nicht," sagte er.

„Wünschen Sie, daß ich es Ihnen erkläre?"

„Ohne Zweifel."

„Dann — entschuldigen Sie das Gleichniß — es möchte unpolitisch sein, die Henne zu schlachten, welche die goldenen Eier legt."

„O, Fräulein Hatherton!" rief Saxon, „wie können Sie so ungerecht und lieblos sein?"

Fräulein Hatherton lächelte gleichmüthig.

„Ich spreche sehr aufrichtig, Herr Trefalden," sagte sie, „und wer geradezu spricht, muß es sich gefallen lassen, zuweilen lieblos genannt zu werden.

Sie brauchen mir nicht böse zu sein, weil ich die Wahrheit spreche.“

„Aber Sie irren sich wirklich. Es ist nicht die Wahrheit , und kommt der Wahrheit auch nicht im Entferntesten nahe.“

„Glauben Sie mir,“ erwiderte sie, „ich kenne die Colonnas besser als Sie. Giulio Colonna ist unersättlich, wenn es Italien gilt. Ich stelle nicht in Abrede, daß er persönlich uneigennützig ist. Er würde sich den Rock ausziehen, um Pulver und Kugeln für die Soldaten zu kaufen; aber er würde auch seinem Nachbar ohne Gewissensbisse zu demselben Zwecke den Rock vom Leibe ziehen.“

„Aber, wirklich . . . .“

„Aber wirklich, Herr Trefalden, Sie dürfen mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß er es als eine heilige Pflicht betrachten würde, jeden Schilling Ihres Vermögens an den bevorstehenden Krieg zu verschleudern, wenn er nur darüber verfügen könnte. Sie werden wohl thun, sich vor ihm in Acht zu nehmen.“

„Ich bin aber überzeugt, daß Fräulein Colonna nicht —“

„Fräulein Colonna steht ganz und gar unter der Herrschaft ihres Enthusiasmus und unter dem Einflusse ihres Vaters. Sie müssen sich auch vor ihr in Acht nehmen.“

„Nächstens werden Sie mir noch sagen, ich solle mich vor Ihnen in Acht nehmen.“

„Nein, mein lieber Herr Trefalden, das werde ich nicht thun. Ich mag Sie sehr gern leiden, aber ich will weder Ihr Geld noch Ihre . . . . Wissen Sie, was die Leute von Ihnen und Fräulein Colonna sagen? O, ist dies nicht Ihre Station?“

„Von mir und Fräulein Colonna?“ fragte Saxon athemlos.

„Ja — aber hier sind wir in Sedgebrook. Sie müssen schnell sein, denn er wird nur einen Augenblick angehalten.“

„Um's Himmelswillen, Fräulein Hatherton, sprechen Sie doch erst!“

„Nein, nein — springen Sie hinaus, oder Sie werden weiter mitgenommen werden. Ich will es Ihnen sagen, wenn Sie erst sicher draußen sind.“

Saxon sprang hinaus, hielt sich aber mit beiden Händen am Fenster fest.

„Nun?“ fragte er. „Nun?“

„Nun,“ sagte Fräulein Hatherton, indem sie ziemlich langsam sprach und ihm dabei voll in's Gesicht sah; „sie sagen, Herr Trefalden — sie sagen, Sie sind im Begriff Ihr Vermögen an Italien zu vergeuden, Olimpia Colonna zu heirathen und Lord Castletowers Herz zu brechen.“

Aber Saxon hörte die letzten fünf Worte nicht mehr. Bevor noch Fräulein Hatherton ihren Satz vollenden konnte, erstarb ihre Stimme in dem schrillen Pfeifen der Lokomotive, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Der junge Mann stand und

sah ihm einige Augenblicke verblüfft und betäubt nach.

„Ihr Vermögen an Italien zu vergeuden und Olimpia Colonna zu heirathen!“ wiederholte er vor sich hin.

„Eine Droschke nach Castletowers, Herr?“ sagte der einzige Droschkenkutscher des Ortes, als er den Gast des Grafen erkannte.

Aber Saxon zog es vor, zu gehen; er schlug den Richtweg über die Felder ein und schritt dahin, während ihm Fräulein Hathertons Worte noch in den Ohren klangen.

„Olimpia Colonna zu heirathen!“ wiederholte er zum zwanzigsten Male, als er sich gleich darauf auf ein hölzernes Brett, das zum Uebersteigen eines Zauns diente, setzte, und gedankenlos anfing die Köpfe der zunächst stehenden Georginen mit seinem Stocke abzuschlagen. „Olimpia Colonna zu heirathen! Guter Gott! Es giebt keinen Fürsten auf dieser Erde, der nur halb gut genug für sie wäre! Was mich betrifft, so bin ich kaum werth, einer ihrer Sklaven zu sein. Welch' eine tolle Idee! Welch' eine tolle, anmaßende Idee!“

So toll und anmaßend er sie aber auch fand, so konnte er doch an nichts Anderes denken; und ab und an, wenn er auf seinem Wege durch die lieblichen Wiesen stehen blieb, wiederholte er halblaut vor sich hin die wunderbaren Worte:

„Olimpia Colonna zu heirathen!“

Siebentes Kapitel.

Ein Kunstkenner.

Als Saxons Droschke in die Thore der südwestlichen Eisenbahnstation einbog, fuhr Wilhelm Trefalden, der sich zufällig in einem ganz ähnlichen Fuhrwerk befand, rasch die Waterloobrücke entlang. Die beiden Wagen mit ihren ahnungslosen Insassen waren auf der Waterloobrücke beinahe dicht neben einander gewesen, und durch ein merkwürdiges Zusammentreffen, wie es noch viel öfter im wirklichen Leben als in Romanen vorkommt, fuhr der eine Vetter nach Surrey als der geehrte Gast von Lady Castletowers, während der andere nach Camberwell hinausrasselte, um die enterbte Stiefschwester der Gräfin aufzusuchen.

„Nummer sechs, Brudenell Terrasse.“

Herr Trefalden nahm die Karte aus seinem Taschenbuche und las die Adresse ein paar Mal. Es war die Karte, welche Fräulein Rivière Saxon gegeben, und welche er der Obhut des Advokaten vor wenigen Stunden anvertraut. Herr Trefalden

war ein pünktlicher Geschäftsmann und zeigte bei dieser Gelegenheit, daß er mehr hielt als versprach. Er hatte seinem jungen Verwandten versprochen, in dieser Sache für ihn zu handeln; aber er hatte nicht gesagt, daß er sich noch am selben Nachmittage dieser Aufgabe unterziehen wolle. Aber hier war er, das Antlitz gen Süden gekehrt, mit Fräulein Rivières Adresse in der Hand.

Die Wahrheit war, daß Trefalden mehr Interesse an diesem Stück Familiengeschichte nahm, als es ihm beliebt hatte sichmerken zu lassen, und daß er Alles zu erfahren wünschte, was von diesen Rivières zu erfahren war, ohne eine Stunde unnützen Aufschub. Kein Mann wußte besser als er den Werth eines Familiengeheimnisses zu schätzen. Es ist wahr, es mochte nichts Besonderes an dem vorliegenden Falle sein; aber man konnte doch nie wissen, wie man später einmal Nutzen daraus zu ziehen vermochte. Jedenfalls war Wilhelm Trefalden nicht der Mann, der einen möglichen Vortheil übersah; und obgleich er sich Bedenkzeit ausgebeten, um zu überlegen, was das Beste sei, so hatte er doch schon ein halb Dutzend Pläne in seinem Kopfe entworfen, bevor Saxon das Komtoir verließ.

Wilhelm Trefaldens Pläne bedurften selten viel Ausarbeitung. Sie entsprangen seinem schöpferischen Geiste wie Minerva dem Haupte des Zeus, allenthalben geharnischt und zum Kampfe bereit.

Er lehnte sich daher mit verschränkten Armen und einer Cigarre im Munde gedankenvoll in die

Wagenecke zurück, und fuhr an dem Obelisken, dem Elephanten und dem Schlosse vorbei, mitten in jenes traurige vorstädtische Gebiet hinein, welches sehr passend mit dem allgemeinen Namen Transpontia bezeichnet werden könnte. Nachdem er darauf seine Droschke an irgend einem belegenen Punkte entlassen, ging er zu Fuß weiter, um Brudenell Terrasse aufzusuchen.

Transpontia ist für den unerfahrenen Kundschafter ein mit vielen Schwierigkeiten verknüpfter Distrikt. Staub, Langeweile und die verschiedensten Eigenschaften führen hier das Regiment. Die Luft ist mit einem schwachen Dufte von frischgebackenem Brote geschwängert. Man hört die Frühstücksglocke zu den unglaublichsten Tageszeiten. Ganze Reihen von schäbig gentilen Wohnungen mit traurigen, versengten Vorgärten stehen neben einander und ähneln sich mit einer verwirrenden Einförmigkeit Meilen weit nach jeder Richtung hin; nur hier und da erhebt sich eine prachtvolle palastartige Branntweinschenke oder ein trauriger Grasplatz, welcher spottweise ein „Rasen" oder eine „Wiese" genannt wird. Von ungeheurer Ausdehnung und langweiliger Eintönigkeit ist die Topographie Transpontias und nothwendiger Weise wie zum Verirren geschaffen.

Wilhelm Trefalden war aber ein zu guter Londoner, um sich durch das Gewirre einer großstädtischen Nachbarschaft verblüffen zu lassen. Er verfolgte seinen Weg mit dem Instinkte eines Londoners, und nachdem er einige schmale Straßen und

Nebengassen durchschnitten, befand er sich gleich darauf dicht vor der Brudenell Terrasse.

Es war eine sehr melancholische Terrasse, ganz die Architektur von Miethswohnungen, ungefähr vier Fuß hoch über dem Trottoir der Straße erbaut, und an jedem Ende führte eine verfallene steinerne Treppe dazu empor. Sie bestand aus vier und zwanzig Häusern, deren jedes acht Zimmer enthielt, und in irgend einem derselben, es mochte nun sein, welche Jahreszeit es wollte, fand sicherlich ein Verkauf oder ein Umzug statt. Im Verein mit dem unvermeidlichen Möbelwagen und den schmalen Treppenteppichen, war auch die ebenso unvermeidliche Straßenorgel dort zu finden — „jene wunderbare Orgel" welche eben so wenig zum Schweigen gebracht werden kann, als die Stimme des Mordes selbst, — und in Transpontia hat sie ihre auserwählte Heimath. Der älteste Einwohner von der Brudenell Terrasse gestand, daß er keine Tagesstunde kenne, (mit Ausnahme des Sonntags) wo nicht irgend ein interessanter Eingeborener aus Parma oder Lukka seine langsame Melodie von Nummer ein, bis Nummer vier und zwanzig ableierte. Im gegenwärtigen Falle jedoch, als der Advokat an der Thür des Hauses, welches er gesucht, klopfte, befanden sich der Möbelwagen und der italienische Knabe gerade am andern Ende der Straße.

Ein unsauberes Dienstmädchen, welches eine feindliche Haltung zeigte, öffnete die Thür nur sechs Zoll breit und fragte unsern Advokaten nach seinem Begehr.

Herr Trefalden gab zu verstehen, daß er Madame Rivière zu sehen wünsche.

„In Geschäften?" fragte das Mädchen, indem sie ihren Fuß trotzig von innen gegen die Thür stemmte.

Der Advokat gab zu, daß es in Geschäften sei.

„Dann wollen Sie also Fräulein Rivière sprechen," sagte sie scharf. „Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?"

Wilhelm Trefalden versuchte ihr deutlich zu machen, daß er es vorziehen würde, Madame Rivière zu sehen, wenn sie ihn empfangen wolle; aber die kriegführende Donna wollte von diesem Vorschlage nichts hören.

„Es ist mir ganz einerlei, was Sie vorziehen würden," sagte sie unwillig. „Sie können Madame Rivière nicht sehen. Wenn Fräulein Rivière Ihnen nicht nützen kann, so können Sie nur gleich wieder gehen."

Der Advokat mußte sich daher dazu verstehen, die Citadelle unter den zugestandenen Bedingungen zu betreten.

Er wurde in ein Vorzimmer gewiesen, welches sehr ärmlich möblirt war. Das Fenster war theilweise mit einer schwarzen Jalousie verdunkelt und dicht darunter stand ein Tisch, auf dem kleine Photographien und Zeichenmaterial verstreut lag. Ein Hut und ein Shawl lagen auf dem Sopha hinter der Thür. Drei bis vier flüchtige Skizzen in Wasserfarbe waren mit Nadeln an der Wand befestigt.

Eine altmodische Uhr in einem bronzenen Gehäuse von feiner Arbeit stand mitten auf dem Kaminsims; und am andern Ende des Zimmers, zwischen dem Kamin und Fenster, war eine Anzahl alter Oelgemälde mit dem Gesichte gegen die Wand gelehnt. Wilhelm Trefalden errieth die Geschichte dieser Details mit einem Blicke. Er wußte so genau, als wenn die Besitzer es ihm gesagt hätten, daß die Uhr und die Oelgemälde Reliquien von dem armen Edgar Rivière waren, und daß die kleinen Skizzen in Wasserfarbe von der Tochter des Künstlers herrührten. Diese letzteren waren sehr flüchtig entworfen — es waren eigentlich nur Umrisse, hie und da ein Anflug von Farbe — aber trotzdem eigenthümlich frei und entschieden. Die eine stellte die Trümmer einer Cyklopenmauer mit Schlingpflanzen überwuchert dar; eine andere einen Thurm aus dem Mittelalter, über den zerrissene Gewitterwolken hintrieben; eine dritte, eine Gruppe von Pinien beim Sonnenuntergang, welche braun und borstig gegen die blutrothen Wolken abstachen. Allen war jener Hauch freier Luft eigenthümlich, welcher jeder Nachahmung spottet; und im Hintergrunde erhoben sich bei allen die violetten toskanischen Berge. Wilhelm Trefalden war kein gewöhnlicher Kunstkenner, und er sah sogleich, daß diese Kritzeleien Genie verriethen.

Während er noch in die Betrachtung derselben versunken war, öffnete sich hinter ihm geräuschlos eine Thür und das Rauschen eines weichen Kleides deutete ihm an, daß er nicht mehr allein sei. Er

wandte sich um. Ein junges Mädchen, höchst einfach in einen schwarzen Stoff gekleidet und mit einem weißen schmalen Kragen um den Hals, stand ungefähr in der Mitte zwischen dem Fenster und der Thür — ein Mädchen, so schön, so schlank, so durchsichtig von Teint, so unaussprechlich schwächlich anzusehen, daß der Advokat sie im ersten Augenblick anstarrte, als sei sie ein zerbrechliches Wunder der Kunst, das man nicht berühren und zu dem man nicht sprechen dürfe.

„Sie verlangten mich zu sprechen, mein Herr?“ sagte sie mit einem vorübergehenden Erröthen; denn Wilhelm Trefalden sah sie schweigend an.

„Ich wünschte, Madame Rivière zu sehen,“ erwiderte er.

Die junge Dame wies auf einen Stuhl.

„Meine Mutter ist krank,“ sagte sie, „und Sie können nur durch mich ihr etwas sagen lassen. Wollen Sie Platz nehmen?“

Aber Herr Trefalden ging, statt Platz zu nehmen, nach der Ecke, wo die bestäubten Leinwandbilder gegen die Wand gelehnt standen und sagte:

„Sind dies einige von Ihres Vaters Bildern?“

Ihr ganzes Gesicht verklärte sich bei Erwähnung dieses Namens.

„Ja,“ entgegnete sie eifrig. „Kennen sie seine Arbeiten?“

Wilhelm Trefalden besann sich einen Augenblick, ehe er diese Frage beantwortete. Dann sah er sie mit ernster, beinahe liebevoller Höflichkeit an und sagte:

„Ich kannte seine Arbeiten, mein liebes Fräulein — und ich habe ihn gekannt.“

„Sie haben ihn gekannt? O, Sie haben einen guten Mann gekannt, mein Herr, wenn Sie meinen lieben, theuren Vater gekannt haben!“

„Einen guten Mann,“ sagte Trefalden, „und einen vortrefflichen Maler.“

Ihre Augen füllten sich plötzlich mit Thränen.

„Wenn die Welt ihm nur Gerechtigkeit hätte widerfahren lassen!“ flüsterte sie.

Trefalden meinte, er habe noch nie so schöne Augen mit solchem pathetischen Ausdruck gesehen.

„Die Welt läßt den höher befähigten Geistern selten Gerechtigkeit widerfahren,“ sagte er, „bis sie außerhalb des Bereichs von Neid oder Lob sind. Aber der Tag, an dem man ihm Gerechtigkeit erzeigen wird, muß noch kommen.“

„Glauben Sie das?“ sagte sie, indem sie ein wenig näher rückte und ihn mit der halb schüchternen, halb zutraulichen Offenherzigkeit eines Kindes anblickte. „Ach! ich habe die Hoffnung fast aufgegeben!“

„Geben Sie nie die Hoffnung auf! Nichts in dieser Welt ist so wandelbar als die Ungerechtigkeit — nichts so unvermeidlich als das Gesetz vom Lohn und der Wiedervergeltung. Unglücklicher Weise aber streut man die Lorberen nur zu oft auf Gräber.“

„Haben Sie ihn in Italien gesehen?“

„Nein — in England.“

„Vielleicht waren Sie Einer, der mit ihm zugleich die Kunst studirte?“

Wilhelm Trefalden schüttelte verneinend den Kopf.

„Nein,“ sagte er, „ich bin ein aufrichtiger Kunstliebhaber, aber kein Künstler. Ich war ein aufrichtiger Bewunderer von Ihres Vaters Talent, Fräulein Rivière, und diese Bewunderung ist die Veranlassung meines heutigen Besuches. Ich wünschte in Erfahrung zu bringen, welche seiner Bilder noch im Besitz seiner Familie sind und möchte gern einige davon kaufen, wenn es mir verstattet würde.“

Dem Ausdruck größter Freude, der das bleiche Antlitz des jungen Mädchens bei diesen Worten durchzuckte, folgte ein Ausdruck noch tieferen Schmerzes.

„Ich hoffe, ich habe nichts gesagt, was Ihnen unangenehm ist,“ sagte Trefalden so ehrfurchtsvoll, als wenn dieses schwächliche junge Geschöpf eine vornehme Prinzessin in Gold- und Silberstoff gekleidet gewesen wäre.

„O, nein, ich danke Ihnen,“ erwiderte sie mit zitternder Stimme. „Wir werden uns sehr freuen, wenn — wenn wir sie verkaufen können.“

„Dann darf ich also mit Ihrer Erlaubniß diese hier besehen?“

„Ich will sie Ihnen zeigen.“

Aber Herr Trefalden wollte es nicht zugeben, daß Fräulein Rivière ihm die Bilder zeigte. Sie waren zu schwer und zu bestäubt; und er freute sich

so Gelegenheit zu haben, sie zu sehen, daß ihm nichts zu viel Mühe dünkte. Darauf bat er die schwarze Jalousie vom Fenster entfernen zu dürfen, und nachdem dies geschehen, zog er das große Gemälde hervor, stäubte es sorgfältig mit seinem eigenen weißen Taschentuche ab und stellte es in das beste Licht, welches das Zimmer darbot.

„Das ist eins seiner letzten," sagte die Tochter mit einem Seufzer.

Es stellte Apollo und Daphne dar — Apollo in einer Stellung, welche Verzweiflung ausdrücken sollte, sah ganz aus wie ein feiner Gentleman, der ziemlich stolz auf seine Beine ist und auf einem Liebhabertheater spielt, welches im griechischen Styl arrangirt ist; während Daphne aus den Blättern eines Lorbeergebüsches hervor kokett nach ihm hinlugt. Es war kein gewöhnliches Bild, und es war auch kein auffallend schlechtes Bild; aber es hatte die schlimmsten Fehler der französischen Schule ohne deren Kraft, und war im höchsten Grade studienhaft und oberflächlich.

Wilhelm Trefalden, der dies Alles deutlich sah, trat dennoch auf die andere Seite des Zimmers zurück, beschattete sich die Augen mit der Hand und erklärte, es sei ein ausgezeichnetes Bild, voll Poesie und klassischer Empfindung.

Dann kamen ein Kupido und Psyche, im Begriff einen pas de deux aufzuführen; eine Danaide in einem Wasserfall von gelbem Ocker; ein Endymion, der offenbar auf einer Theaterbank beim

Lichte eines „praktikablen“ Mondes schlief; eine heilige Familie; ein Cephalus und Prokris; ein Caractacus vor Claudius; eine Diana und Callisto und noch eine Menge anderer — genug um eine Gallerie von mäßigem Umfange zu füllen; alle nach demselben Muster; alle dieselben abgenutzten Gegenstände langweilig darstellend; alle ebenso korrekt und mittelmäßig.

Herr Trefalden sah die ganze Sammlung geduldig durch, rollte die Leinwand, die zusammengerollt war, auseinander und spielte seine Rolle mit einer Natürlichkeit, welche über alles Lob erhaben war. Er verweilte bei eingebildeten Schönheiten, hielt sich bei kleinen Schwächen auf, kehrte dann und wann zu seinen Lieblingsbildern zurück und spielte, um es kurz zu sagen, den sinnigen Kenner mit solcher Vollendung, daß das arme Kind an seiner Seite beinahe vor ihm hätte niederfallen mögen und ihn anbeten, ehe die Ausstellung zu Ende war.

„Wie würde es ihn glücklich gemacht haben, Ihr Urtheil zu hören;“ sagte sie mehr als einmal. „Niemand hat je sein Talent so zu würdigen gewußt als Sie!“

Warauf Trefalden nur mit gefühlvoller Artigkeit erwiderte, daß es „ihm leid thäte, es zu hören.“

Endlich suchte er vier der am wenigsten tadelhaften Bilder aus der Menge heraus und wünschte zu wissen, unter welchen Bedingungen es ihm verstattet sei, in den Besitz derselben zu gelangeu.

Die Beantwortung dieser Frage wurde von

Fräulein Rivière an ihre Mutter verwiesen, und zum Schlusse ward Herr Trefalden ersucht, selbst den Preis zu bestimmen.

„Ja, aber Sie bringen mich in eine sehr schwierige Lage," sagte er. „Wenn ich Ihnen nun eine zu kleine Summe biete?"

„Wir hegen keine derartige Befürchtungen," entgegnete das junge Mädchen mit schüchternem Lächeln.

„Sie sind sehr gut; aber . . . die Sache ist die, daß ich vielleicht noch mehrere von diesen Gemälden — vielleicht alle zu kaufen wünsche, wenn Madame Rivière geneigt ist, sich davon zu trennen."

„Alle, die ganze Sammlung!" wiederholte sie athemlos.

„Ich kann es für jetzt noch nicht gewiß sagen; aber es ist nicht unmöglich."

Fräulein Rivière betrachtete ihn mit einer Art Ehrfurcht und Verwunderung. Sie fing an ihn für einen großen Sammler — vielleicht für Rothschild zu halten!

„Da dies aber meine ersten Ankäufe sind," fuhr er fort, „so muß ich meine Ausgaben beschränken. Ich kann daher nicht mehr als zwei hundert Pfund für diese vier Gemälde bieten."

Zwei hundert Pfund! Es war als wenn ein Tributpflichtiger des Pactolus plötzlich auf dieses niedere Stübchen herabgeschwebt gekommen wäre und es mit Gold überfluthet hätte. Fräulein Rivière

konnte kaum an das Vorhandensein einer so fabelhaften Summe glauben.

„Ich hoffe, es sieht nicht aus, als wenn ich ihren Werth unterschätze,“ sagte der Advokat.

„O, nein — in Wahrheit nicht!“

„Sie wollen meinen Vorschlag vielleicht Madame Rivières Genehmigung unterwerfen?“

„Nein, ich danke Ihnen — ich — ich — bin ganz sicher — Ihre große Freigebigkeit . . . .“

„Ich bitte es nicht bei diesem Namen zu nennen,“ sagte der Advokat mit einem kleinen abwehrenden Gestus, welcher seine schöne Hand vortheilhaft zeigte. „Sagen Sie, wenn Sie wollen, mein Gerechtigkeitssinn oder lieber noch meine Würdigung des Vortrefflichen.“

Dabei nahm er eine kleine Rolle mit Banknoten aus seiner Börse und legte sie auf den Tisch.

„Ich hoffe, es wird mir vergönnt sein Madame Rivière meine Ehrfurcht zu bezeigen, wenn ich Sie das nächste Mal besuche,“ sagte er. „Sie wird vielleicht einem Manne, der ihren Gatten in seiner Jugend gekannt, nicht die Gunst einer Unterredung versagen.“

„Ich bin überzeugt, Mama wird sich sehr glücklich schätzen,“ stotterte Fräulein Rivière. „Sie ist sehr leidend; aber ich weiß, sie wird es thun, wenn es ihr möglich ist. Wir — wir werden bald nach Italien zurückreisen.“

Und als sie das sagte, wanderten ihre Augen unwillkürlich nach dem Packet Banknoten.

„Doch nicht sehr bald, hoffe ich? Doch nicht sogleich?“

„Jedenfalls nicht sogleich,“ erwiderte sie mit einem Seufzer. „Mama muß erst viel besser werden, bevor sie reisen kann.“

Darauf richtete Herr Trefalden noch einige höfliche, theilnehmende Fragen an sie; empfahl einen berühmten Arzt und schloß damit, daß er bat, ob die feindliche Dienstmagd ihm eine Droschke zur Beförderung seiner Schätze holen dürfe. Dann nahm er Abschied mit dem Bedeuten, daß er nach Verlauf von wenigen Tagen wiederkommen würde, um die Bilder noch einmal durchzusehen.

Kaum hatte die Thür sich hinter ihm geschlossen, so flog Fräulein Rivière mit den Banknoten in der Hand nach dem Schlafzimmer ihrer Mutter hinauf.

„O, Mama, Mama!“ rief sie, indem sie sich neben dem Lehnstuhl der Kranken auf die Knie warf und vor Freuden schluchzte; „er hat vier von Papas Bildern genommen, und dafür — o, was meinst Du wohl — gegeben? — zwei hundert Pfund dafür gegeben! Zwei hundert Pfund, in schönen, ächten Banknoten — und hier sind sie! Fasse sie an — sieh sie an! Zwei hundert Pfund — genug, um dafür mit Dir, liebste Mutter, sechsmal nach Italien reisen zu können!“

Achtes Kapitel.

Bradshaws Führer für den Märzmonat.

Wilhelm Trefalden saß allein in seinem Arbeitszimmer in etwas düsterer Stellung, die Ellenbogen auf den Tisch gestützt, das Gesicht in die Hände vergraben. Ein zusammengefaltetes Dokument lag ungelesen vor ihm. Zu seiner Rechten lag ein großer Haufen Briefe, deren Siegel noch nicht erbrochen war. In tiefe Gedanken versunken, war er noch nicht an die Geschäfte des Tages gegangen, obgleich mehr als eine Stunde seit seiner Ankunft in der Kanzleihofsallee verflossen.

Seine Betrachtungen wurden durch ein Klopfen an die Thür unterbrochen, und in demselben Augenblick trat Herr Keckwitch ein. Der Advokat fuhr aufgebracht aus seiner Träumerei empor.

„Warum, zum Teufel, kommen Sie so herein?“ rief er. „Was wollen Sie?“

„Bitte um Verzeihung, Herr Trefalden,“ erwiderte der erste Schreiber, indem er einen raschen Blick auf den Haufen uneröffneter Briefe und das

ungelesene Dokument warf. „Es wartet ein Bote auf die Schuldverschreibung von Willis und Barlow, und Sie sagten, ich solle sie Ihnen noch einmal vorlesen, ehe sie fortgeschickt würde.“

Der Advokat seufzte ungeduldig, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und bat seinen Schreiber „anzufangen“; worauf der achtungswerthe Mann sich mit dem Rücken der Hand über den Mund strich und also begann:

„Hiermit thun wir allen Leuten kund und zu wissen, 2c. 2c. . . . .“ bis er an das Datum kam, welches er, wie er sagte, nicht ausgefüllt habe, weil er nicht wisse, wann es unterschrieben werden würde.

„Ganz recht,“ sagte Herr Trefalden träumerisch. „Fahren Sie fort.“

Worauf der Schreiber in demselben heiseren, einförmigen Tone fortfuhr, von einem Punkte zum andern, von einer Bedingung zur andern, bis er endlich so weit kam — „Dann und in diesem Falle soll die obengenannte Schuldverschreibung null und nichtig sein, oder sie soll in voller Macht, Gewalt und Gültigkeit bleiben;“ und nachdem er dies gelesen, machte er eine lange Pause.

Und da sagte Herr Trefalden wieder, zum zweiten Male: „Fahren Sie fort.“

Keckwitch lächelte hämisch.

„Damit ist das Dokument zu Ende, Herr Trefalden,“ sagte er.

„Zu Ende?“ wiederholte Herr Trefalden.

„Ja, Herr Trefalden. Es kam mir vor, als wenn Sie nicht viel davon hörten. Soll ich es noch einmal lesen?

Der Advokat biß sich auf die Lippen.

„Das sollen Sie wohl bleiben lassen," sagte er scharf. „Ihre Stimme schläfert mich ein. Lassen Sie mir die Schuldverschreibung hier, und ich will sie selbst durchsehen."

So sprechend, riß er seinem Schreiber das Papier aus der Hand, wies nach der Thür und zwang sich, das Dokument von Anfang bis zu Ende durchzulesen.

Nachdem er dies gethan und den Boten expedirt, ließ er sich wieder auf seinen gewöhnlichen Sessel gleiten und fing mechanisch an seine tägliche Korrespondenze zu untersuchen. Aber nur mechanisch; denn obgleich er mit dem obenaufliegenden Briefe begann und ihn mit der linken Hand hielt, während er mit der rechten seine Augen beschattete, waren doch seine Gedanken so ganz mit anderen Dingen beschäftigt, daß der Sinn der Worte ihm so vollständig unbegreiflich blieb, als wenn er eine unbeschriebene Seite vor sich gehabt hätte.

Plötzlich, nachdem er ihn wohl zehn Minuten oder länger gedankenlos angestarrt, zerdrückte er den Brief in der Hand, warf ihn auf den Tisch und rief halblaut: „Was bin ich doch für ein Narr!" wobei er seinen Stuhl hastig zurückschob und anfing im Zimmer auf und ab zu schreiten.

Zuweilen schneller, zuweilen langsamer schrei-

tend und zuweilen gar eine Minute stille stehend, blieb der Advokat fast eine Stunde lang bei, vom Fenster bis zur Thür hin und her zu gehen, indem er ernsthaft dabei nachdachte.

Ueber was? Ueber ein Weib.

Er konnte es kaum über sich gewinnen, es sich selbst in seinen Gedanken zuzugestehen; aber es war so — es war eine Thatsache, der er nicht entgehen, die er nicht ignoriren konnte.

Ja, zum ersten Mal. Er war acht und dreißig Jahre alt, und er hatte noch nie in seinem Leben das Gefühl gekannt, welches ihn jetzt beseelte. Er hatte nie gewußt, was es heiße, unter der Herrschaft einer einzigen Idee zu stehen. Er war kein guter Mensch. Er war ein gewissenloser und durch und durch egoistischer Mensch. Ein Mensch, der einen kultivirten Geschmack, ein kaltes Herz und einen eisernen Willen besaß. Ein Meusch, dem die Befriedigung seiner eigenen Begierden als das Ziel galt, für welches er lebte, und der es zufrieden war, für dieses Ziel so unermüdet und ausdauernd zu arbeiten, wie andere Leute nach Ehre und Freiheit oder nach dem Heil ihrer Seele streben. Ein Mensch, der kein anderes Gesetz kannte, als das Gesetz, welches sein eigener Wille ihm vorschrieb, und keine andere Beschränkung als die, welche sein eigenes Urtheil ihm gebot.

Bis dahin hatte er die Liebe als zum guten Geschmack gehörig angesehen, und die Frauen standen bei ihm ungefähr in demselben Lichte als seine

Weine, schöne Gemälde, kostbare Bücher und werthvolle Pferde. Sie gehörten zum Genusse des Lebens — sie waren vielleicht etwas lästiger, aber nicht viel kostspieliger als manche andere Genüsse; sie mußten gut gekleidet werden, ebenso wie ein Buch hübsch gebunden oder ein Gemälde hübsch eingerahmt werden mußte; sie mußten auch wie werthvolle Pferde gut behandelt werden; aber man konnte sie auch wie Pferde nach Belieben halten oder abschaffen.

Das war Wilhelm Trefaldens Theorie und das (denn wir können das Geheimniß ebenso gut hier als anderswo erzählen) war auch die Praxis seines Lebens. Er war kein Spieler. Er war kein Geizhals. Er war kein Wucherer. Er war ganz einfach jenes gefährliche Phänomen, ein Mensch mit kaltem Herzen und warmer Einbildungskraft, ein raffinirter Wollüstling.

Und das war das Geheimniß, welches er seit Jahren mit solch' eifersüchtiger Sorgfalt gehütet. Er liebte den Glanz, den Luxus und das Vergnügen. Er liebte eine elegante Umgebung, einen wohlversorgten Tisch, gewandte Domestiken, Musik, Gemälde, Bücher, feine Weine, schöne Augen und guten Taback. Diese zu genießen hatte er angestrengter gearbeitet als der ärmste Schreiber, den er beschäftigte. Um solcher Dinge willen hatte er sich Gefahren und Entehrung ausgesetzt; und jetzt, da er den Preis, auf den er sein Leben verwettet hatte, schon in der Hand hielt — jetzt, im Augenblicke des

Gelingens — fand dieser Mann, daß die Welt einen Preis enthielt, für dessen Besitz er gern alles Uebrige dahingäbe — ja, ohne den alles Uebrige nicht mehr des Strebens werth sei.

Nur ein Mädchen! Nur ein blasses, hübsches Mädchen mit dunklem Haar und großen, schüchternen Augen, mit einer sanften Stimme und einer Farbe, welche abwechselnd kam und ging, wenn sie sprach. Ein Mädchen, dem adeliges Blut in den Adern floß, und bei der eine gewisse kindliche Reinheit in ihrem Betragen auf den ersten Blick andeutete, daß sie nicht leicht zu umwerben und zu gewinnen sei. Ein Mädchen, welches, obgleich sie bettelarm war, doch ebenso wenig zum Spielzeug erkauft werden konnte, als ein Engel vom Himmel zu erkaufen ist.

Es war wirklich eine Tollheit von Wilhelm Trefalden ein Mädchen wie Helene Rivière zu lieben! Er sah ein, daß es eine Tollheit war. Er hatte sogar eine unbestimmte Ahnung, daß es sein Ruin werden könne. Er kämpfte dagegen an — er suchte es zu besiegen — er warf sich auf die Arbeit — aber Alles vergebens. Er war nicht mehr Herr seiner Gedanken. Wenn er las, verstand er den Sinn der Worte nicht; wenn er zu denken versuchte, schweifte sein Geist ab; wenn er schlief, ängstigte ihn dieses Mädchengesicht im Traume und quälte ihn mit Verzweiflung und Sehnsucht. Zum ersten Mal in seinem Leben war er der Sklave einer Macht, der er nicht zu widerstehen vermochte. Wohl mochte

er körperlich und geistig ruhelos auf und ab schreiten! Wohl mochte er sein Schicksal und seine Thorheit verfluchen und gegen die Kette sich wehren, die er zu ohnmächtig zu zerbrechen war! Er war im Laufe seines zuchtlosen Lebens oft genug von einem starken Impuls, von bösen Leidenschaften, von heftigen Begierden beherrscht worden; aber bis dahin nie von jener Leidenschaft oder Begierde, welche stärker war als sein eigener Herrscherwille.

Abel Keckwitch fühlte sich während dessen in innerster Seele beunruhigt. Sein scharfes Ohr fing das Echo der rastlosen Schritte im innern Zimmer auf, und er war mehr als je überzeugt, daß irgend Etwas nicht in Ordnung sei. Herr Trefalden hatte seine Briefe nicht geöffnet. Herr Trefalden hatte das Dokument nicht gelesen, welches ihn auf seinem Pulte erwartet hatte. Herr Trefalden hatte nicht ein Wort von der wichtigen Schuldverschreibung gehört, welche er, Abel Keckwitch, ihm trotz seines Asthmas mit vieler Mühe von Anfang bis zu Ende vorgelesen. Und das war noch nicht Alles. Herr Trefalden sah bleich und sorgenvoll aus, wie ein Mann, der die Nacht nicht geschlafen und offenbar bekümmerten Sinnes ist. Dies waren bedeutungsvolle Umstände — sehr beunruhigende und quälende Umstände; und Keckwitch strengte seinen Scharfsinn auf's Aeußerste an, um sie recht zu deuten.

Mitten in seinen Muthmaßungen kam Herr Trefalden, der eine Verabredung getroffen, um halb eins im Tempel zu sein, aus seinem Privatzimmer

heraus, und indem er sich im Komptoir umsah, sagte er: „Wo sind die Gemälde, welche ich neulich mit nach Hause brachte?“

Keckwitch steckte seine Feder hinter's Ohr und hustete, bevor er antwortete: „In dem Schranke hinter der Thür, Herr Trefalden. Ich habe sie da hineingestellt, damit sie aus dem Gesichte wären.“

Herr Trefalden öffnete die Schrankthür, überzeugte sich, daß die Bilder da waren und sagte nach einem augenblicklichen Besinnen: „Ich habe sie für eine schlechte Forderung angenommen, aber sie sind ohne Werth für mich. Sie können sie zu sich nehmen Keckwitch, wenn Sie wollen.“

„Ich, Herr Trefalden!“ rief der erste Schreiber im Tone tugendhafter Entrüstung. „Nein, ich danke Ihnen. Ihre heidnische Venus ist nichts für mich. Ich würde mich schämen, sie an der Wand zu sehen.“

„Wie es Ihnen beliebt. In diesem Fall kann, wer Lust hat, sie nehmen.“

So sprechend, verließ Herr Trefalden ernst, mit einem leichten Anflug von Hohn das Zimmer und überließ es seinen Schreibern, sich über das Besitzrecht unter einander zu einigen. Die Bilder wurden natürlich sogleich hervorgeholt und wurden der Gegenstand vielen Gekichers und der allererbärmlichsten Witze, bis sie schließlich durch's Loos vertheilt wurden. Der erste Schreiber fand unterdessen einen Vorwand, in das Zimmer seines Chefs zu gehen

und stellte dort eine rasche Untersuchung an, ob ihm nicht vielleicht zufällig ein Wink aufstoßen sollte.

Es war eine vergebliche Hoffnung. Keckwitch hatte schon hundertmal dasselbe gethan und niemals etwas gefunden; ausgenommen dann und wann einige verkohlte Asche auf dem Roste. Aber es lag in seiner Natur hartnäckig fortzufahren. Im vorliegenden Falle untersuchte er die Papiere auf dem Tische, hob den Deckel von Wilhelm Trefaldens Pult auf, lugte in die Schreibmappe hinein und sah in den Tischschiebladen nach, wo der Advokat seine Schreibmaterialien aufbewahrte. In letzteren fand er nur einen ungewöhnlichen Artikel, nämlich: einen alten Bradshaw für den Kontinent vom Monat März.

„Der war heute Morgen nicht hier," sagte der geheime, freiwillige Polizeiagent halb laut vor sich hin, indem er den Führer in die Hand nahm und neugierig darin blätterte.

„Es ist derselbe, den er hatte, als er nach der Schweiz reiste — die Seite ist noch umgebogen und Alles —."

Aber in demselben Augenblicke bemühte Keckwitch sich einen lauten Ausruf zu unterdrücken, denn die Seite war mitten in der Beschreibung Italiens umgebogen.

„Lukka — Magadino — Mantua — Montane — Mailand."

Was, in's Himmels Namen, konnte Wilhelm Trefalden mit Lukka, Magadino, Mantua, Mentone, oder Mailand zu thun haben? Wie war es möglich, daß einer von diesen Orten mit seiner Ruhelosigkeit und seinem gedankenvollen Vertieftsein in Verbindung stand?

Der Schreiber war gänzlich in Verlegenheit. Da er jedoch in dem Buche keinen weiteren Anhaltspunkt fand, kehrte er zu seinem Pulte zurück und legte sich mit Eifer darauf, die finanziellen Spalten der „Times“ zu durchsuchen.

Er würde noch mehr in Verlegenheit gerathen sein, wenn er Wilhelm Trefalden in diesem Augenblick hätte sehen können, wie er sich mit demselben erschöpften, halb ungeduldigen Ausdruck im Gesicht über die Brüstung des Gartens vom Tempel lehnte und müssig in den Fluß hinabstarrte. Es war gerade ein Uhr — die ruhigste Stunde des Tages auf Plätzen, welche von Kindermädchen heimgesucht werden — und der Advokat hatte ihn in diesem Augenblick ganz für sich allein. Alles war still und träumerisch in dem alten Garten. Kein Blatt rührte sich auf den Bäumen. Kein Ton unterbrach die klösterliche Stille. Sogar der Himmel war grau und einförmig, kein Sonnenstrahl erhellte, keine Wolke verdüsterte ihn. Jetzt trieb eine Barke mit dem Strome vorbei; während in der Ferne von der überfüllten Brücke und belebten Straße ein tiefes Summen hörbar ward, welches ganz verschieden ist

von allen andern Tönen, welche dem Ohr des Menschen vertraut sind.

Es war ein träumerischer Tag und ein träumerischer Ort, und ein so thätiger Mann er auch sonst war, so war Herr Trefalden doch allem Anscheine nach ebenso träumerisch gestimmt wie seine Umgebung. Aber man kann äußerlich träumerisch erscheinen und innerlich lebhaft dabei sein, und Wilhelm Trefaldens träumerischer Zustand gehörte nur zu diesen äußerlichen. Draußen düstere Ruhe, und ohne Zweifel Fieber und Aufregung im Innnern. Wie Blasen auf der Oberfläche des Wassers, so stieg ein Plan nach dem andern, ein Entschluß nach dem andern, in seinen Gedanken empor — sie stiegen empor, sie platzten, sie verschwanden und machten andern Platz. So verging eine Stunde, und Trefalden hörte die Uhr zwei schlagen; da ermannte er sich mit der Miene eines Mannes, der einen festen Entschluß gefaßt und ging aus dem Gerichtshofe des Tempels nach dem Strande hinunter. Sein Entschluß war gefaßt. Er wollte Helene Rivière nie wieder sehen, und doch . . . .

Und doch hielt er eine Droschke an, bevor er die Thore von Somersethouse erreicht hatte, und befahl dem Kutscher, ihn nach der Brudenell Terrasse in Camberwell zu fahren.

Mittlerweile glaubte Keckwitch, der die Schlußpreise aller Aktien von italienischen Eisenbahnen-, Banken-, Telegraphen- und sonstigen Gesellschaften genau durchstudirt hatte, den Schlüssel zu dem

Kummer seines Chefs gefunden zu haben, als er las, daß die Obligationen zu sechs Procent der großen mailändischen Anleihe- und Finanzgesellschaft in der amtlichen Liste zu sechszehn und ein halb notirt waren.

Neuntes Kapitel.

Helene Rivière.

Im obersten Stock eines alten düsteren Hauses in einer noch düstereren Nebenstraße der Stadt Florenz geboren, hatte Helene Rivière ihre Kindheit in einer Einsamkeit verbracht, welche dem geschäftigen Leben und Treiben der gewöhnlichen Welt beinahe ebenso fern lag, als wenn sie in einer kleinen Bretterhütte im Hochlande, welche zwischen Himmel und Erde schwebt, erzogen wäre. Alle Bedingungen ihres älterlichen Hauses und ihres häuslichen Lebens waren Ausnahmen von der Regel. Sie hatte keine kindliche Gespielen und nur wenig kindliche Freuden gekannt. Sie hatte keine Spaziergänge durch die grünen Felder und die mit purpurnen Trauben behangenen Weingärten gemacht, keinen Wetteifer in der Schule und auf dem Spielplatze gekannt, keine jugendlichen Freundschaften mit ihren unschuldigen Freuden und Leiden hatte sie je genossen. Ihre Mutter war ihre einzige Gespielin, Lehrerin und Freundin. Das flache Dach mit sei-

ner offenen Loggia, mit seinen Orangen- und Myrthenbäumen und seinen Kasten mit Nasturtium und Reseda war ihr einziger Spielplatz. Von dort aus sah sie den glühenden Untergang der Sonne und die violetten Hügel; von da sah sie auf die Dome und Glockenthürme, auf die vollen Straßen und die mittelalterlichen Palläste hinab. Diese Vogelperspektive der wunderbaren alten Stadt und der Wiederhall des Lebens, der dann und wann bis zu ihrer Oberwelt hinauftönte, war beinahe Alles, was Helene von Florenz kannte. Dann und wann, in sehr entfernten Zwischenräumen war sie in jene geschäftige Unterwelt hinabgeführt worden, um einige Stunden in den Straßen und auf den mit Fontainen und Statuen geschmückten Plätzen umherzuwandern, oder die Gallerien zu besuchen, in denen so viele Madonnen und Engel strahlten, daß sie ihr wie die Vorhalle des Himmels vorkamen; aber dies geschah nur sehr selten.

Dabei hatte das Kind aber doch ihr ganzes Leben, so zu sagen, in der Atmosphäre der Kunst zugebracht. Sie konnte sich der Zeit nicht erinnern, wo die Phraseologie derselben und ihre Anwendbarkeit ihr nicht vertraut gewesen wäre. Ihres Vaters matt erhelltes Studirzimmer, von Oel und Firniß duftend, in dem Zeichnungen und Modelle umhergestreut lagen und standen; ihr Vater selbst in seiner beschmierten Blouse und Sammetmütze, der Jahr auf Jahr mit ungeschwächtem Enthusiasmus seine unverkäuflichen Nymphen und Dryaden malte; die

schäbigen studenti mit ihrem langen Haar und Künstlerjargon, welche um die Dämmerung vorzusprechen pflegten und ihre billigen Cigarren auf dem terrassirten Dache rauchten und über die Kunst und Freiheit raisonnirten; die Gewohnheit zu beobachten, welche sie sich ohne es zu wissen aneignete, ihr natürliches Gefallen an Form und Farbe, Alles dies vereinigte sich, um ihre Neigungen zu entwickeln und ihren Geschmack von frühester Jugend an zu bilden. Als sie noch ein kleines Kind war, pflegte sie mit dem Bleistift zu kritzeln, bis ihr Vater sie die ersten Anfangsgründe des Zeichnens lehrte. Allmälig, als sie älter und geschickter wurde, lernte sie Holzschnitte und Photographien koloriren, um sie zu verkaufen, und einige Monate vor dem Tode ihres Vaters hatte sie angefangen, Emaillebilder zu malen und in dieser Kunst eine Fertigkeit erlangt.

Also vereinsamt inmitten einer alterthümlichen Stadt, sah sie auf das fremde Gewühl in den Straßen und auf den Marktplätzen hinab, sah das goldene Sonnenlicht auf dem Glockenthurm des Giotto und auf dem rostbraunen Dome Brunelleschis verbleichen und schwinden; lauschte dem Klange der Glocken beim Morgen- und Abendgebet, und fing dann und wann den schwachen Wiederhall eines Kirchengesanges oder eines Militairmarsches auf; ward täglich mehr vertraut mit den Wundern des italienischen Himmels, las wenig Bücher, sah wenig Gesichter und war so unbekannt mit der Welt wie eine Nonne in ihrem Kloster, und so verbrachte die-

ses junge Mädchen die ersten Jahre ihrer einsamen Jugend. Und es waren sehr glückliche Jahre, obgleich — nein, vielleicht gerade weil — sie so einsam waren. Da sie wenig Verbindungen, wenig Genüsse und nicht viele verschiedene Beschäftigungen hatte, wurde ihr Charakter intensiver, ihr Streben mehr in sich gefaßt, als bei den meisten ganz jungen Mädchen der Fall zu sein pflegt. Sie liebte ihre Mutter mit leidenschaftlicher Hingebung, und ihr Gehorsam und ihre zärtliche Aufmerksamkeit kannte keine Grenzen. Wenn ihr Lesen beschränkt war, so war es wenigstens gründlich gewesen. Shakspeare und Milton, Dante und die Bibel waren die Hauptbestandtheile ihrer Bibliothek; aber sie hatte diese Bücher wieder und wieder gelesen, für sich allein darüber nachgedacht und aus ihren Blättern mehr Poesie, Weisheit und Kenntnisse geschöpft, als auf den Gestellen einer modernen Leihbibliothek zu finden ist. Und dies war nicht der einzige Vortheil ihres einsamen Lebens. Da sie den Reichthum nie gekannt, war sie arm, ohne sich der Armuth bewußt zu sein — ebenso wie sie rein war, weil sie nichts Böses gesehen — ebenso wie sie glücklich war, weil sie keine Segnungen erstrebte, welche sie nicht schon besaß.

Aber es kam eine Zeit, wo diese einfache Häuslichkeit zerstört ward. Den unglücklichen Maler befiel eine Krankheit, an der er starb und seine Frau Lady Castletowers kalter Barmherzigkeit überließ. In einer unheilvollen Stunde reiste sie nach Eng=

land zurück, in der Hoffnung ihre hochmüthige Schwester dadurch zu versöhnen und das Beste ihres Kindes zu fördern. Aber Lady Castletowers lehnte es ab, sie bei sich zu empfangen, und der kalte englische Winter fiel ihr auf die Lunge und brachte sie an den Rand des Grabes; und deshalb fuhr Helene Rivière nach Castletowers hinaus und bat ihre stolze Tante um eine kleine Unterstützung, welche sie in Stand setzen könnten, mit der Zeit nach dem lieblichen Süden zurückzukehren.

Gerade in dieser Krisis erschien Herr Trefalden, wie der Prinz im Märchen, in ihrem traurigen Logis in London, und brachte Hoffnung und Freiheit mit und das Geld seines Vetters Saxon. Wenn seine Erzählung nicht wahr war, wenn er Edgar Rivière nie in seinem Leben gekannt hatte, wenn er die Bilder, welche er zu loben vorgab, verachtete, wie sollten sie das entdecken? Sinniger Kenner, freigebiger Patron, uneigennütziger Freund, der er war, wie sollte die Wittwe und die Waise argwöhnen, daß er seinen Anspruch auf diese Titel mit dem Gelde eines Andern erkaufte?

Zehntes Kapitel.

Saxon als Sieger.

Saxon Trefalden hatte Briefe in seinem hübschen Schlafzimmer in Castletowers geschrieben, während er am offenen Fenster saß; jetzt legte er die Feder bei Seite und sah fragend den Himmel und die Bäume an. Die Aussicht über den Park, die man von diesem Punkte aus hatte, war eben nicht umfangreich; aber sie war grün und sonnig; und als die milde Luft zu ihm hereinströmte und ihm den Duft von frischem Heu aus der Ferne zutrug, dachte der junge Mann an seine ländliche Heimath in dem alten etruskischen Kanton weit — weit fort.

Er wußte es so genau, als wenn er auf dem kleinen Flecke, dem Obstgarten des Schlosses Rotzberg gestanden hätte, wie die grauen Kuppen des Ringel wie Zinnen gegen den tiefblauen Himmel abstachen; wie zart die Schatten auf dem ungeschmolzenen Schnee lagen, den der Wind in den Rinnen des Galanda zusammengetrieben hatte, und wie die weißen Abhänge der fernen jülicher Alpen in der

Julier ?

Sonne glitzerten. Er wußte es so genau, als wenn er sie hörte, wie die Glocken der Ziegen sich mit dem Gemurmel des Hinterrheins unter ihnen zu einer lieblichen Musik vereinigten, und wie die Fichten dann und wann plötzlich krachend unter den gemessenen Schlägen der Axt des Holzschlägers niederfielen. Da seufzte er und kehrte wieder zu seiner Arbeit zurück.

Ein Haufen rasch gekritzelter Billette an Bekannte und Handwerker in London lagen neben ihm auf der einen Seite, fertig für die Posttasche; und jetzt schrieb er einen langen, langen Brief, voll von Neuigkeiten und herrlichen Plänen und so deutlich und dicht wie möglich geschrieben. So lang er aber auch war, so war er doch noch nicht damit zu Ende und wollte ihn auch vor morgen nicht beenden. Er hatte demselben noch etwas hinzuzufügen, und obgleich er dieses Etwas jetzt noch nicht schreiben konnte, beschäftigte es ihn doch sehr, als er mit der Feder in der Hand da saß und in Gedanken verloren die Schatten betrachtete, welche über die Landschaft dahinfuhren.

Er hatte den Beschluß gefaßt, um Olimpia Colonna anzuhalten.

Er hatte sich wieder und wieder gesagt, daß der Mann, der Anspruch auf ihre Hande erhöbe, ein Prinz, ein Held, ein Soldat oder wenigstens ein feuriger Patriot sein müsse, und doch, so wenig er auch seine eigenen Verdienste überschätzte, er konnte nicht länger zweifeln, daß sein Antrag angenommen

werden würde, sobald er nur den Muth habe ihn vorzubringen. Lady Castletowers, welche ihm in der letzten Zeit eine sehr herablassende Theilnahme bewiesen, hatte mehr als einen schmeichelhaften Wink fallen lassen in der Absicht, ihn zu der Werbung anzuspornen. Colonnas Benehmen gegen ihn von dem Tage an, wo er subskribirt hatte, war beinahe zu herzlich gewesen, und Olimpias Lächeln ermuthigte ihn stets. Schon mehr als einmal war er im Begriff gewesen, ihr ein Geständniß zu machen, und jetzt, wo sein Besuch in Castletowers bald zu Ende ging und sein Brief nach der Schweiz auf Beförderung wartete, hatte er seine Lage noch einmal ruhig übersehen und war zu dem Entschlusse gekommen, daß er Fräulein Colonna einen förmlichen Antrag von Herz und Hand noch im Laufe dieses Tages machen wolle.

„Wenn sie mich wirklich nicht liebt,“ sagte er halb laut vor sich hin, als er da saß und auf seiner Feder kaute und die unvollendete Seite anstarrte, „so wird sie es mir sagen, und dann hat die Sache ein Ende. Wenn sie mich aber wirklich liebt — was ich aber noch nicht glauben kann! — nun dann will ich, obgleich sie tausend mal zu gut, zu schön und hochgeboren für einen uncivilisirten Bergbewohner wie ich bin, ist, mit Gottes Hülfe mein Bestes thun, ihrer Wahl würdig zu werden.“

Und dann dachte er an alle die berauschenden Blicke und an das Lächeln, mit dem Olimpia seine unbeholfenen Huldigungen aufgenommen, und je

mehr er darüber nachdachte, je deutlicher sah er ein und um so mehr verwunderte er sich über die Auszeichnung, welche ihm zu Theil geworden.

Dabei war er aber doch nicht außer sich vor Glück, — vielleicht, weil er, wenn wir die Wahrheit gestehen wollen, nicht über die Maßen verliebt war. Er bewunderte Olimpia Colonna ungeheuer. Er hielt sie für das schönste und hochherzigste Weib unter der Sonne; aber er fühlte nicht jene tiefe, zärtliche, leidenschaftliche Sympathie für sie, welche der Traum seiner Jugend gewesen war. Selbst jetzt, wo er gänzlich unter dem Zauber ihres Einflusses stand, war er sich dieses Mangels unklar bewußt. Selbst jetzt, im Augenblicke des zu erwartenden Triumphs, als sein Herz hoch schlug bei dem Gedanken, sie zu gewinnen, ertappte er sich dabei, daß er Vermuthungen darüber anstellte, ob er auch im Stande sein werde, sie glücklich zu machen — ob sie seinen Onkel Martin auch liebhaben, — ob sie immer so ganz von italienischer Politik und italienischer Freiheit in Anspruch genommen sein würde?

Als er bei diesem Punkte angekommen war, wurde er durch ein Klopfen an die Thür unterbrochen, und eine Stimme fragte draußen, ob es gestattet sei, einzutreten?

„Ihnen immer,“ antwortete Saxon; worauf der Graf die Thür öffnete und hereintrat.

„Da!“ sagte er, „Sie schreiben Briefe und können mich nicht brauchen.“

„Im Gegentheil, ich habe alle geschrieben,

welche heute auf die Post sollen, und freue mich unterbrochen zu werden. Da ist der Schaukelstuhl zu Ihrer Verfügung."

„Danke. Darf ich eine Cigarre nehmen?"

„Zwanzig, wenn Sie wollen. Und nun, was giebt es Neues seit dem Frühstück?"

„Sehr viel, fürchte ich," entgegnete der Graf finster. „Montecuculi ist hier."

„Wer ist Montecuculi?"

„Einer von unserem Centralcomité — ein ausgezeichneter Mensch; stammt von den Montecuculis in Ferrara. Einer seiner Vorfahren vergiftete einen Dauphin von Frankreich und wurde dafür von vier Pferden in Stücke gerissen vor — ich weiß nicht, wie vielen Jahrhunderten."

„Das hat er nicht gethan," sagte Saxon. „Der Dauphin starb an einer Lungenentzündung, welche seine eigene Unvorsichtigkeit ihm zugezogen, und Montecuculi ward barbarisch ermordet. Es war immer so in dem verhaßten Mittelalter. Wenn ein Prinz starb, so erklärten die Aerzte beständig, er sei vergiftet, und dann wurde irgend ein unglückliches Opfer auf dem Rade zerbrochen oder geviertheilt."

„Die Aerzte thaten es vermuthlich, um ihren Mangel an Geschicklichkeit zu entschuldigen," bemerkte der Graf.

„Oder auch, weil ein Prinz zu erhaben ist, um sich wie andere Leute eine Erkältung oder ein Fieber zuzuziehen."

„Da sprach der Republikaner."

„Aber wo ist dieser Montecuculi?“

„Mit Colonna in seiner Höhle eingeschlossen. Er bringt wichtige Neuigkeiten vom Kriegsschauplatze; aber für jetzt weiß ich nur, daß Garibaldi einen glänzenden Erfolg errungen, und daß unsere Gäste uns in größter Eile verlassen werden.“

„Wer, die Colonnas?“

„Ja, die Colonnas.“

„Aber nicht heute?“

„Heute Abend, gleich nach dem Mittagessen.“

Saxon machte ein langes Gesicht. „Das ist schnell,“ sagte er. „Wohin wollen sie gehen?“

„Nach London.“

„Ist irgend etwas Besonderes dabei?“

„Nichts — ausgenommen, daß stündlich ein Deputirter von Genua erwartet wird, und daß unsere Freunde aufgefordert sind, ihn in Empfang zu nehmen.“

„Dann werden sie also wieder zu Ihnen zurückkommen?“

„Nein, dazu ist nicht die geringste Aussicht. Es ist in diesem Augenblick eine wichtige Krisis im Anzuge, und in London, sowie anderswo, werden eine Menge besonderer Ausschuß- und öffentlicher Versammlungen stattfinden. Nein — dieses Jahr werden wir sie wohl nicht wieder in Castletowers sehen. Sie werden in den nächsten acht bis vierzehn Tagen mehr als genug zu thun haben, und dann werden sie ohne Zweifel nach Italien abreisen.“

Saxon schwieg. Nachdem er sich einmal zu

einer bestimmten Handlungsweise entschlossen, lag es nicht in seiner Natur, sich durch kleine Hindernisse abhalten zu lassen, und er dachte eben jetzt darüber nach, wie er es möglich machen sollte, trotz der eiligen Abreise eine Unterredung mit Fräulein Colonna zu halten.

„Es wird hier so lebhaft werden wie am Tage in einem Theater, wenn Sie alle fort sind," bemerkte der Graf gleich darauf.

„Sie müssen nach der Stadt kommen," antwortete Saxon. „Ich hatte heute Morgen ein Billet von Burgoyne, in welchem er mir schreibt, daß London voller denn je ist."

Lord Castletowers schüttelte den Kopf.

„Ich werde gelegentlich einige Stunden zur Zeit hineinkommen," sagte er, „während diese Versammlungen abgehalten werden; aber ich werde nicht im Stande sein, mich dort dauernd aufzuhalten."

„Warum nicht?"

„Weil meine Verhältnisse es mir nicht erlauben."

„Unsinn! Was soll das bedeuten?"

„Einfach das, was ich sage. Ich bin ein armer Mann, mein Lieber — welche Thatsache Sie, glaube ich, schon früher von mir vernommen haben — und obgleich ich ein gutes Hotel in London als die erste Station auf dem Wege nach dem Paradiese betrachte, und vierzehn Tage in der Stadt, wenn die Saison auf der Höhe ist, eine wahre Seligkeit für mich sind, so kann ich mir doch nur selten den einen wie den andern Genuß verstatten."

„Aber ich hätte gedacht, mit einem solchen Besitzthum wie dieses . . . . .“

„Das ist es gerade!“ erwiderte der Graf, indem er die Asche von seiner Cigarre abklopfte und sich mit betrübter Miene hin und her schaukelte. Es ist ein prächtiges altes Besitzthum, und ich möchte es nicht mit Aladins Juwelenpalast vertauschen; aber es kostet mir jeden Heller meines Einkommens, darauf zu leben. Mir ist, will ich Ihnen sagen, ein verschuldetes Gut hinterlassen worden; ich war gezwungen, drei der besten kleinen Pachthöfe meiner Grafschaft zu verkaufen. Ich habe sogar ein Stück von dem lieben alten Parke verkauft, und das war der größte Kummer, den ich in meinem Leben gehabt habe.“

„Das kann ich mir wohl vorstellen,“ sagte Saxon.

„Folglich bin ich jetzt genöthigt, mich so gut ich kann mit einem großen Hause und einem kleinen Einkommen einzurichten.“

„Aber Sie haben doch die Hypothekschulden abgetragen?“

Der Graf nickte bejahend.

„Alle?“

„Ja, Dank sei dem Himmel! Alle.“

Saxon schob seinen Stuhl etwas näher heran und blickte seinem Freunde ernst in's Gesicht.

„Bitte, halten Sie mich nicht für unverschämt,“ sagte er; „aber — aber ich habe bemerkt, daß Sie zuweilen recht sorgenvoll aussehen — und ich weiß

nicht, wie es kommt, aber ich habe mir eingebildet ..... Möchten Sie es mir nicht sagen, Castletowers, wenn Sie wirklich einen Kummer haben? Eine ausstehende Forderung, zum Beispiel, welche — welche ....“

„Welche ein großmüthiger Mensch wie Sie für mich richtig machen könnte? Nein, Trefalden — nicht eine. Ich danke Ihnen herzlich für den freundlichen Gedanken, aber ich schulde keinem Menschen einen Schilling.“

Saxon holte mit tiefer Befriedigung Athem. Er hätte es sich selbst vielleicht kaum gestehen mögen, wie es ihn erleichterte, daß er die Angabe seines Vetters bestätigt hörte.

„Es freut mich dies zu hören,“ entgegnete er. „Und nun, Castletowers, müssen Sie mir versprechen, daß Sie übermorgen mit mir zur Stadt fahren und mein Logis als Ihr Hotel betrachten wollen. Ich habe drei Zimmer in der St. Jamesstraße, und ich kann noch ein Paar zubekommen, wenn ich will, und Sie können sich nicht vorstellen, wie einsam ich mir darin vorkomme.“

„Sie sind die Gutmüthigkeit selbst,“ sagte der Graf; „aber wirklich ....“

„Es ist keine Gutmüthigkeit — es ist der reine Egoismus. Ich bin gern in London. Das mannigfache Leben und die geistige Thätigkeit, die dort herrschen, interessiren mich ungemein; aber es ist ein schrecklicher Ort, um ganz allein darin zu wohnen. Wenn ich aber ein Paar Zimmer dort hätte, welche

ich die Ihren nennen dürfte, und wenn ich wüßte, daß Sie sie benutzen würden, so oft Sie in der Stadt wären, so würde ich mich viel heimischer in London fühlen."

„Aber, mein lieber Trefalden . . . ."

„Einen Augenblick, bitte! Ich weiß, daß es in einer Beziehung eine ungeheure Anmaßung von mir ist, Sie darum zu bitten, mir diesen Gefallen zu erweisen. Sie sind ein englischer Peer, und ich bin ein schweizer Landmann; aber auf der andern Seite haben Sie mich hier als Ihren Gast empfangen und mich behandelt, als wenn ich Ihres Gleichen wäre . . . ."

„Trefalden, hören Sie mich an," unterbrach der Graf ihn heftig. „Sie kennen mein politisches Glaubensbekenntniß — Sie wissen, daß Freundschaft, Tugend und Erziehung abgerechnet, ich alle Menschen für buchstäblich und vollkommen gleich vor Gott erachte?"

„Ja, als abstrakten Grundsatz . . . ."

„Richtig — als abstrakten Grundsatz. Aber abstrakte und konkrete Dinge sind sehr verschieden, und erlauben Sie mir Ihnen zu sagen, daß ich die Ehre und das Glück habe zwei Leute zu kennen, die, so weit ich mich selbst und sie zu beurtheilen vermag, mir so unendlich in Allem, was den wahren Adel ausmacht, überlegen sind, als wenn der Grundsatz von Gleichheit gar nicht unter der Sonne existirte. Und diese beiden Leute sind Giulio Colonna und Saxon Trefalden."

Saxon lachte und erröthete.

„Was kann ich auf ein solch' herrliches Kompliment für eine Antwort geben?“ fragte er.

„Mich um Verzeihung bitten für die Rede, die es hervorrief, meine ich.“

„Aber ist das wirklich Ihr Ernst?“

„Mein vollkommener.“

„Dann will ich einen Tag früher zur Stadt fahren und Ihre Zimmer sogleich in Ordnung bringen lassen. Wenn das Ihre Ansicht von mir ist, dann können Sie mir die erste Gefälligkeit, die ich von Ihnen erbitte, nicht abschlagen.“

Der Graf schüttelte lächelnd den Kopf und sagte: „Davon wollen wir später sprechen. Wenn ich nicht gleich eingewilligt habe, so ist nicht Mangel an Vertrauen auf Ihre Freundschaft schuld daran.“

„Ich würde Ihre Einwilligung aber als einen großen Beweis von der Ihrigen betrachten,“ entgegnete Saxon.

„Ich bin heute auf Ihr Zimmer gekommen, Trefalden, um Ihnen einen viel größeren Beweis derselben zu geben,“ erwiderte der Graf ernst.

Die Worte waren einfach, aber es lag etwas in dem Tone, mit welchem er sie sprach, welches Saxons Aufmerksamkeit erregte

„Sie können sich darauf verlassen, daß ich ihn zu würdigen wissen werde, worin er auch bestehen möge,“ sagte er und er erwartete, daß Lord Castletowers fortfahre.

Aber der Graf hatte augenscheinlich keine Eile damit. Er schaukelte sich lässig hin und her, beobachtete den leichten Dampf seiner Cigarre, schwieg einige Augenblicke, als wisse er nicht, wie und womit er anfangen solle, und sagte endlich: —

„Ich glaube, Trefalden, Sie sind der beste Mensch auf der Welt."

„Das bin ich gewiß nicht," entgegnete Saxon, „und ich bitte Sie daher, es nicht zu glauben."

„Aber ich glaube es doch, und eben weil ich es glaube, bin ich jetzt hier. Ich möchte Ihnen etwas mittheilen."

Saxon neigte das Haupt zum Zeichen, daß er ihm zuhöre.

„Etwas, was ich seit Jahren mit mir herumgetragen habe, weil — nun, weil ich nie einen Freund gehabt, dem ich es hätte anvertrauen können — ich meine, einen wirklich intimen Freund, auf den ich mich verlassen konnte, wie ich weiß, daß ich mich auf Sie verlassen kann."

„Ich danke Ihnen," sagte Saxon einfach.

„Ich habe diesen Mangel oft bitter empfunden," fuhr der Graf fort. „Es ist hart, fortwährend über eine Idee zu brüten, ohne Sympathie und Rath begehren zu können."

„Ich kann es mir denken, daß es so sein muß," antwortete Saxon; „aber ich selbst habe noch nie ein Geheimniß gehabt."

„Dann sind Sie noch nie verliebt gewesen,

Trefalden,“ sagte der Graf, indem er mit finsterer Miene das Ende seiner Cigarre fortwarf.

Saxon antwortete nicht. Er hatte erwartet, daß sein Freund ihm eine Geldverlegenheit anvertrauen würde, und seine Antwort überraschte ihn ganz und gar.

Wenn er gefragt worden wäre, würde er nicht gewußt haben, warum, denn er wußte nicht, wie es zuging; aber es war ihm eine unangenehme Ueberraschung.

„Die Sache ist,“ sagte der Graf, „daß ich ein sehr unglücklicher und elender Mensch bin. Ich liebe ein Mädchen, und habe keine Hoffnung, sie heirathen zu können.“

„Wie kommt das?“

„Weil ich arm bin, und sie nichts hat — weil ich es nicht ertragen könnte, den Wünschen meiner Mutter zuwider zu handeln — weil .... kurzum, weil das Mädchen, welches ich liebe, Olimpia Colonna heißt.“

Saxons Herz schlug laut — als Castletowers den Namen nannte; sein Athem wurde schwer, und er fürchtete sich, zu sprechen, weil seine Stimme unsicher klingen mußte.

„Hatten Sie mein Geheimniß errathen?“ fragte der Graf.

Saxon schüttelte verneinend den Kopf.

„Ich bin überzeugt, meine Mutter hat es längst errathen; aber sie setzt das vollste Vertrauen in meine Ehrenhaftigkeit, und hat nie mit einer Sylbe

dieses Gegenstandes gegen mich Erwähnung gethan. Ihre ganze Hoffnung beruht darauf, daß ich unsere ruinirten Vermögensverhältnisse durch eine reiche Heirath wiederherstellen soll. So stolz sie ist — und meine Mutter ist eine sehr stolze Frau, Trefalden — so würde sie mich doch lieber mit dem reichen Fräulein Hatherton verheirathet sehen, deren Vater ein gewöhnlicher Bergmann war, als mit Olimpia Colonna und ihren ruhmreichen Vorfahren, die acht hundert Jahre zurückreichen.“

„Acht hundert Jahre!“ wiederholte Saxon mechanisch.

„Es ist eine der ältesten adeligen Familien in Europa,“ fuhr der Graf fort. „Die Colonnas waren regierende Herzöge und Fürsten, als die Pierrepoints normännische Grafen und die Wynnecliffes einfache Squires waren. Sie haben Rom viele Kardinäle und einen Papst gegeben. Sie haben zu verschiedenen Zeiten den Rang eines Vicekönigs von Neapel, von Sicilien und Arragon bekleidet, und sie haben einige der größten Generäle und Gelehrten des Mittelalters zu ihrer Familie gezählt. Ich sage Ihnen, Trefalden, es ist mir unbegreiflich, wie meine Mutter, welche einen so hohen Werth auf Geburt legt, Geld gegen Blut in einer solchen Sache wie diese auf die Wagschale legen kann!“

Er hielt inne und schlug mit den Füßen den Takt; er war zu vertieft in seine eigenen Angelegenheiten, um seinen Zuhörer zu beobachten.

„Aber sehen Sie,“ fuhr er gleich darauf fort,

„Geld ist nicht das einzige Hinderniß. Der Mann, welcher Olimpia Colonna heirathet, muß mit Leib und Seele, mit Geld und Gut für die italienische Sache einstehen. Ich würde es gern thun. Ich würde meine letzte Unze Silber schmelzen, meine letzten Bäume fällen lassen, das Dach über meinem Haupte verpfänden, wenn ich nur an mich selbst zu denken brauchte. Aber wie ist das möglich? Ich kann meine Mutter nicht an den Bettelstab bringen."

„Natürlich nicht."

Darauf trat wieder eine Pause ein. Endlich blickte der Graf plötzlich empor und fragte:

„Nun, Trefalden, was rathen Sie mir?"

„Rathen!" stotterte Saxon. „Sie verlangen Rath von mir?"

„Natürlich!"

„Aber ich — ich, der so wenig vom Leben und der Welt kennt — wie kann ich Ihnen rathen?"

„Gerade aus diesem Grunde — gerade weil Sie so frei von gesellschaftlichen Vorurtheilen und Weltklugheit sind, lege ich einen besonderen Werth auf Ihre Ansicht. Sagen Sie mir, was Sie finden, daß ich thun soll. Soll ich z. B. mit meiner Mutter sprechen, oder erst mit Colonna Rücksprache nehmen? Er ist ihr ältester Freund, und seine Ansicht hat viel Gewicht bei ihr. Darauf baue ich hauptsächlich meine Hoffnung. Wenn er für mich wäre, glaube ich, würde sie auf die Länge keine Einwendungen machen. Ueberdem würde ich Alles aufbieten um das Olimpia fehlende Vermögen zu er=

setzen. Ich weiß, ich könnte mir eine gute Stellung im Oberhause erringen, wenn ich Thatsachen nachlesen und innere Streitfragen studiren wollte. Oder ich könnte meine einflußreichen Freunde kultiviren und suchen, eine diplomatische Anstellung im Auslande zu erhalten. Kurzum, geben Sie mir nur den Beweggrund, und ich will Alles thun!"

„Aber das sind Sachen, wovon ich nichts verstehe."

„Ich frage Sie ja auch nicht, mein lieber Saxon, wie ich mir in Zukunft einen Weg bahnen soll," entgegnete der Graf eifrig; „sondern wie Sie meinen, daß ich in diesem Augenblicke handeln soll. Was würden Sie selbst thun, wenn Sie in meiner Lage wären?"

Saxon, der ein wenig vom Lichte entfernt, den rechten Ellenbogen auf den Tisch gestemmt und den Kopf auf die Hand gestützt hatte, sah nachdenklich vor sich nieder und besann sich, ehe er antwortete. Sein Freund hatte ihm ein schweres Räthsel zu lösen — eine bittere Aufgabe auszuführen gegeben.

„Sind Sie überzeugt, daß Sie sie lieben?" fragte er jetzt, etwas langsam sprechend.

„So sicher, als daß die Sonne dort am Himmel scheint! O, Trefalden, sie ist schon, als ich noch ein Knabe war, mein Ideal gewesen, und in den letzten vier Jahren, wo sie so oft — und so viele Monate zur Zeit — bei uns zum Besuch gewesen

ist, liebe ich sie mit dem innigsten Gefühl, das ein Mann für ein Weib empfinden kann."

„Und glauben Sie, daß — daß sie Sie liebt?"

„Vor einem Jahr — ja, vor drei Monaten noch — war ich dessen sicher," sagte er. „In der letzten Zeit, ich weiß nicht warum, ist sie rückhaltend — kalt geworden, als wenn sie sich bemühe, das Gefühl ihres Herzens und meine Hoffnung zu ersticken. Und doch habe ich das Gefühl, daß diese Veränderung nur äußerlich ist."

„Kurzum: Sie glauben, daß Fräulein Colonna Sie noch liebt?"

„Beim Himmel, Trefalden, das thue ich!" erwiderte der Graf leidenschaftlich.

„Sie haben sie nicht gefragt?"

„Natürlich nicht. Sie war mein Gast."

Saxon bedeckte seine Augen einen Moment mit der Hand, als wenn er in tiefe Gedanken verloren wäre. Es war ein entscheidender Augenblick — ein schrecklicher Augenblick — der erste Augenblick tiefen Schmerzes, den er kennen lernte. Niemand als er selbst hat je erfahren, wie viel ihm der Kampf dieses Augenblicks kostete — aber er ging aus dem Kampfe als Sieger, wenn auch verwundet und blutend hervor. Als er den Kopf wieder erhob, war sein Antlitz bleich, sogar die Lippen waren weiß, aber er war ruhig und entschlossen.

„Dann will ich Ihnen sagen, Castletowers,"

sagte er — und seine Stimme erbebte nicht — „was ich thun würde, wenn — wenn ich an Ihrer Stelle wäre. Ich würde zuerst suchen die Antwort aus ihrem Munde zu erhalten.“

„Aber meine Mutter . . . .“

„Lady Castletowers wird einwilligen, wenn sie sieht, daß Ihr Glück dabei auf dem Spiele steht. Am Ende handelt es sich doch nur um Geld.“

Der Graf sprang empor und fing an im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Der Rath ist mir willkommen, sagte er. „Wenn ich es nur wagen dürfte — wenn ich nur sicher wäre . . . und doch, ist es nicht besser das Schlimmste zu wissen?“

„Viel besser,“ entgegnete Saxon traurig.

Lord Castletowers trat zum Fenster und lehnte sich in den Sonnenschein hinaus.

„Warum soll ich es nicht thun?“ sagte er halblaut vor sich hin. „Wenn es fehlschlägt, bin ich nicht ärmer als jetzt — ausgenommen an Hoffnung! Ausgenommen an Hoffnung! Wenn ich sie aber gewönne . . . Ha! wenn ich sie gewönne!“

Sein Antlitz ward strahlend unter dem Einflusse dieses Gedankens.

„Ja, Trefalden,“ rief er laut, „Sie haben Recht. Warum soll ich suchen so viele Hindernisse zu überwinden, um vielleicht, wenn Alles geschehen, die Entdeckung zu machen, daß ich mich umsonst abgemüht? Ich will sie fragen. Ich will sie noch heute — noch diese Stunde fragen, wenn ich sie

allein treffen kann. Es ist jetzt kein Bruch der Gastfreundschaft mehr, wenn ich es thue. Dank — viel tausendmal Dank!“

Saxon schüttelte mit dem Kopfe und sagte: „Sie haben mir für nichts zu danken, Castletowers.“

„Für Ihren Rath,“ sagte der Graf.

„Der Ihnen vielleicht Kummer einbringen kann, vergessen Sie das nicht.“

„Für Ihre Freundschaft denn!“

„Nun, dann — für meine Freundschaft. Die haben Sie, wenn sie Ihnen des Dankes werth scheint.“

„Die Zeit wird lehren, wie hoch ich sie schätze,“ erwiderte der Graf. „Und nun für jetzt, adieu! Ich weiß, Sie wünschen mir Glück.“

Damit drückte er Saxon warm die Hand und eilte aus dem Zimmer. Als das letzte Echo seiner Schritte auf den Treppen und dem Korridor verhallt war, ging der junge Mann zur Thür und verschloß sie; dann setzte er sich ruhig nieder, allein mit seinem Kummer. Und es war in Wirklichkeit kein kleiner oder eingebildeter Kummer. Er sah es deutlich ein, daß er zwischen zwei Uebeln zu wählen hatte — die beide gleich bitter waren. Entweder hatte Olimpia Colonna ihn nie geliebt, oder er hatte seinen Freund ihrer Neigung beraubt. Welches von beiden war der Fall? Sein Herz sagte es ihm.

Eilftes Kapitel.

Wie es dem Grafen mit seiner Werbung erging.

Es ging an diesem Nachmittage recht eilfertig und ungemüthlich in Castletowers her. Signor Colonnas Gast hatte nur Unruhe in's Haus gebracht. Die Neuigkeiten, welche er mitbrachte, waren sehr wichtig für die Betreffenden; aber Lady Castletowers war nichts so zuwider als Aufregung, nichts war in ihren Augen so wenig würdevoll als Eile, und das plötzliche Aufbrechen ihrer Gesellschaft war ihr daher höchst unangenehm. Was ging es sie an, daß Garibaldi eine große Schlacht bei Calatafimi gewonnen und in raschem Marsche auf Palermo losging. Sie kümmerte nur, daß die Walkingshaws und Fräulein Hatherton gerade heute bei ihr zu Mittag essen sollten, daß für Signor Montecuculi kein Platz am Tische übrig war, und daß die Abreise der Colonnas, gleich nach dem Mittagessen, ihr den Abend verderben würde.

Signor Colonna hielt indessen eine eifrige Berathung mit dem Ankömmling; Olimpia war mit Hülfe

eines Mädchens eifrig beschäftigt ihres Vaters Bücher und Papiere einzupacken; der Graf wanderte trostlos umher und suchte seine Gelegenheit abzupassen; Saxon Trefalden bestieg sein schnellstes Vollblutpferd und galloppirte den Bergen zu, entschlossen seinem Freunde freies Feld zu lassen und nicht eher zurückzukehren, bis die Glocke zum ersten Mal zum Mittagessen rief.

Endlich, als der Nachmittag schon vorgerückt war, ward der Graf es überdrüssig in den Zimmern und auf der Treppe herumzulauern und er suchte Olimpia in dem Logis ihres Vaters auf. Dort fand er sie, nicht in Colonnas besonderer Höhle, sondern in dem Zimmer darunter, wo sie vor einem großen Koffer kniete, der schon halb mit Pamphleten, Briefen, Depeschen, Karten und anderem Dokumentenplunder gefüllt war. Es lagen noch mehr Bücher und Papiere auf dem Fußboden umher, und das Mädchen stäubte sie ab, bevor Fräulein Colonna sie aussuchte und zusammenband.

„Kann ich mit irgend etwas dienen?“ fragte der Graf, indem er durch die halboffene Thür lugte.

Olimpia sah mit freundlichem Lächeln zu ihm auf und fragte:

„Sind Sie wirklich in Verlegenheit um Arbeit?“

„Sehr.“

„Dann können Sie mir helfen diese Papiere auszusuchen. Es sind einige Dutzend Berichte vom letzten Jahre darunter. Sie können sie nach dem

Datum arrangiren und sie in Packeten von achtzehn oder zwanzig Stück zusammenbinden.

Der Graf machte sich anscheinend mit großem Eifer über die ihm zugewiesene Arbeit her.

„Wir haben Ursache Montecuculi einen Groll zuzuwerfen,“ sagte er nach einer Weile. „Wer hätte das heute Morgen beim Frühstück gedacht, daß Sie noch heute Ihr Zelt abschlagen und vor Abend in die große Wüste von London fliehen würden?“

„Wer hätte gedacht, daß wir eine so herrliche Veranlassung haben würden unser Lager abzuschlagen,“ entgegnete Olimpia mit Enthusiasmus.

„Wirklich Niemand. Und doch wünsche ich, daß die Nachricht nicht ganz so schnell zu uns geeilt wäre.“

Eine gute Nachricht kann nicht schnell genug ankommen,“ erwiderte Olimpia. „Ich wage kaum daran zu denken, wie die nächste lauten mag.“

„Hoffen Sie wenigstens nicht zu viel.“

„O, ich bin lange genug verzweifelt gewesen. Die Hoffnung ist so viele Jahre hindurch ein verbotener Luxusartikel gewesen, daß ich das Gefühl habe, als könne ich jetzt nicht genug davon trinken. Ich hoffe Alles; ich erwarte Alles. Ich glaube, daß die Stunde endlich gekommen ist, und daß in den nächsten Monaten Wunderdinge geschehen werden.“

Der Graf, welcher in diesem Augenblick mehr an seine eigenen Hoffnungen und Befürchtungen dachte, als an Italien und die Italiener, wünschte in seinem Herzen, daß das Hausmädchen durch

irgend ein Wunder nach einem andern Planeten versetzt werden könne.

„Es sollte mich nicht wundern," fuhr Olimpia fort, „wenn ich morgen hörte, daß Garibaldi in Messina wäre — oder daß er über die Meerenge setzte und Neapel durch einen Handstreich nähme!"

„Mich auch nicht!" antwortete Castletowers zerstreut.

Darauf schwiegen sie Beide einige Augenblicke, und während dessen ward unten in den Wirthschaftsräumen lang und laut eine Glocke geläutet.

„Was ist das für eine Glocke?" fragte der Graf, der sie schon tausendmal gehört hatte und ihre Bedeutung recht wohl kannte.

„Es ist die Glocke der Dienerschaft, Herr Graf," erwiderte das Hausmädchen.

„Und was bedeutet sie — Thee für die Domestiken?"

„Ja, Herr Graf."

Olimpia verstand den Wink sogleich.

„Sie können die übrigen Papiere nur vorläufig liegen lassen, Johanna," sagte sie gutmüthig. „Gehen Sie sogleich hinunter, und kommen Sie wieder, wenn Sie Thee getrunken haben."

Worauf das Mädchen dankend das Zimmer verließ.

Und jetzt brauchte Lord Castletowers nur zu sprechen. Die sehnlich erwartete Gelegenheit war ihm endlich geworden; aber kaum war sie da, so verlor er

die Geistesgegenwart und konnte kein Wort hervorbringen.

Gleich darauf sah Olimpia empor und sprach wieder.

„Wie hart ist es,“ sagte sie, „ein Weib zu sein — nur ein Weib! Wie ist es schwer so Tag für Tag ruhig zu sitzen und dem Echo der Schlachten zu lauschen — zu lauschen und zu warten!“

„Es freut mich aber doch sehr, daß Sie aus so sicherer Ferne lauschen.“

„Und ich bete zu Gott, daß diese Entfernung bald kürzer werden möge,“ entgegnete sie schnell. „Wir werden wahrscheinlich im Laufe der nächsten vierzehn Tage nach Genua reisen, und wenn mein Vater nach Sicilien hinübergeht, ist es meine Absicht nicht zurückzubleiben.“

„Aber das mittelländische Meer schwärmt von neapolitanischen Kriegsdampfschiffen!“ rief der Graf.

Olimpia lächelte.

„Ueberdem, welchen Nutzen könnten Sie denn schaffen, wenn Sie da wären? Sie werden mir vielleicht sagen, daß Sie im Hospitale wirken können; aber die Hospitäler bedürfen Ihrer nicht. Zehn von hundert unserer Freiwilligen sind Aerzte, und ich möchte dreist behaupten, daß jedes Weib in Sicilien bereit ist Krankenwärterin zu spielen.“

„Ich würde jede Arbeit übernehmen, welche man meinem Kopf oder meinen Händen anvertrauen wollte,“ sagte sie, „sei es nun am Schreibpulte oder

neben dem Krankenbette. O, daß ich mein Blut für die Sache dahingeben könnte!"

„Die Männer geben ihr Blut," erwiderte der Graf; „aber die Frauen weihen ihnen die Thränen, welche den Tod versüßen und spenden das Lächeln, welches den Lohn des Siegers ausmacht."

Olimpia lächelte verächtlich.

„Unsere Soldaten kämpfen um edlere Güter als um eines Weibes Lächeln!" sagte sie.

Der Graf war in Verzweiflung. Nichts, das er sagte, schien Fräulein Colonnas Beifall zu finden, und während dessen glitten die Minuten dahin — die kostbaren Minuten, welche sich nicht zurückrufen ließen.

„So sehr ich ein aufrichtiger Freund der Sache bin, Olimpia," sagte er verzweifelt, „so würde ich doch, wenn ich mitginge, eben so viel um Ihretwillen als um der Sache Ihres Landes willen mitgehen; aber ich hoffe, daß Sie mein Schwert deshalb nicht verachten würden."

Fräulein Colonna fühlte sich überrascht. Sie war nie blind gegen die Bewunderung des jungen Mannes gewesen; da sie sie aber nie ermuthigt hatte, so hatte sie es für ausgemacht gehalten, daß er es nicht wagen würde ihr eine Erklärung zu machen. Selbst jetzt, wo er solche Worte gesprochen, welche keine andere Deutung zuließen, beschloß sie es zu ignoriren nnd ihn wo möglich daran zu verhindern, sich näher zu erklären. Und doch empfand

sie ein eigenthümliches Gefühl, als er sie bei ihrem Namen nannte!

„Ihr Schwert ist beinahe das einzige, welches wir unter jeder Bedingung ausschlagen würden, Herr Graf," erwiderte sie ernst. „Sie sind der einzige Sohn und der letzte Sprößling eines edlen Namens. Ihre Pflichten halten Sie hier."

„Sie würden so nicht denken, wenn ich ein Italiener wäre?"

„Gewiß nicht. Dann würde ich sagen, daß Ihre erste Pflicht wäre, Ihrem Lande zu dienen."

Der Graf kam und stellte sich bleich und ernst vor sie hin; er wollte sich nicht von seinem Vorsatz abbringen lassen.

„Hören Sie mich an, Olimpia," sagte er leidenschaftlich. „Ich liebe Sie, und Sie wissen, daß ich Sie liebe. Ich habe Sie seit mehr denn vier Jahren geliebt. Ich will nicht sagen, ich habe gewagt zu hoffen. Wenn ich Hoffnung gehabt, würde ich vielleicht nicht so lange geschwiegen haben; aber ich dachte, Sie erriethen mein Geheimniß und glaubte, daß mein Schweigen beredter als Worte für mich sprechen würde. Ich weiß, wie Vieles wider mich spricht — ich habe Alles schon lange erwogen. Ich weiß, daß Derjenige, welcher Anspruch auf Ihre Hand machen will, Italien lieben muß, als wenn er ein Sohn Ihres Landes wäre, daß sein Glück mit dem Italiens Eins sei, und er Sie durch seine Hingabe an diese Sache verdienen muß. Ich weiß auch,

daß der Mann, welcher alle dieses gethan, nur die ersten Bedingungen erfüllt haben würde, und daß ohne dem das bescheidenste Rothhemd in Garibaldis Gefolge mehr Aussicht auf Erfolg hätte als er. Habe ich nicht Recht?"

„Vollkommen; aber —"

„Antworten Sie mir noch nicht, ich flehe Sie darum an! Sie sagen, ich habe Pflichten hier. Es ist wahr, und ich bin gewillt, sie bis zum Aeußersten zu erfüllen. Ich will dies Haus und die Hälfte meines Einkommens für meine Mutter aussetzen, so lange sie lebt. Alles sonst, was mein ist, Land, Renten, Körperkraft und Wille, mein persönlicher Einfluß, selbst mein Leben will ich Italien weihen. Ihr Vaterland soll das meine sein — Ihr Volk mein Volk — Ihr Gott mein Gott. Kann ich noch mehr sagen, ausgenommen, ich liebe Sie? Und so tief und innig ich Sie jetzt liebe, so glaube ich doch fest, daß ich Sie in künftigen Jahren noch mehr lieben werde. In meinen Augen werden Sie nie weniger jung und schön sein. Wenn Krankheit und Kummer Sie treffen sollte, so will ich Alles thun, was ein Mensch thun kann, um Sie zu pflegen und zu trösten. Wenn Sie in Gefahr sind, will ich sterben, um Sie zu vertheidigen. Meine Jugendliebe wird mich bis in mein Alter begleiten, und was Sie mir jetzt sind, Olimpia, das werden Sie mir immer, bis zu meiner letzten Stunde bleiben, ob Sie nun meine Liebe erwiedern oder ausschlagen!"

Er hielt inne. Sein Wesen war noch inniger

und leidenschaftlicher gewesen als seine Worte und jetzt, wo er seine Bitte ganz vor ihr ergossen, wartete er auf sein Urtheil.

Und Olimpia? Hörte sie ihn unbewegt an? Sie bestrebte sich sehr, es zu thun; aber sie konnte die wechselnde Farbe nicht ganz beherrschen nnd vermochte die Thränen nicht zurückzuhalten. Eine nach der andern schlich sich durch die dunklen Wimpern über ihre Wangen hinab, als sein Flehen ernster und ernster wurde, und der Graf, welcher sie noch nie eine Thräne hatte vergießen sehen, glaubte einen Augenblick, seine Sache sei gewonnen.

Ihre ersten Worte rissen ihn aus dieser Täuschung.

„Es thut mir sehr leid, Lord Castletowers," sagte sie, und ihre Stimme, welche anfänglich gezittert hatte, wurde allmälig fester. „Ich würde viel darum geben; wenn diese Worte niemals gesprochen worden wären, denn es ist vergebens. Ich glaube, daß Sie mich aufrichtig lieben. Ich glaube, daß mich niemals Jemand so geliebt hat — daß mich niemals Jemand so lieben wird; aber — ich kann Sie nicht heirathen."

„Sie werden mir wenigstens sagen, warum nicht!"

„Zu welchem Zwecke? Damit Sie meine Gründe bekämpfen können? Verlangen Sie es nicht, Herr Graf. Ich könnte Ihnen, Sie mir nichts sagen, was meinen Entschluß zu ändern vermöchte."

Der Graf wandte sein Gesicht ab.

„Sie sind grausam,“ sagte er. „Das habe ich nicht verdient.“

„Der Himmel weiß, daß das nicht meine Absicht ist,“ entgegnete Olimpia schnell. „Ich müßte kein Weib sein, wenn ich den Verlust eines Herzens wie das Ihre nicht bedauerte.“

„Sie haben es nicht verloren, Olimpia,“ erwiderte er mit gebrochener Stimme. „Sie werden es nie verlieren. Bei mir heißt einmal für immer!“

Sie schlug die Hände zusammen, als empfände sie einen heftigen Schmerz und rief: „O, daß es nicht so wäre!“

„Thut es Ihnen denn leid um mich?“

„O, wie sehr — wie sehr!“

„Und Sie können mich doch nicht lieben?“

Olimpia schwieg.

Wieder durchzuckte ihn ein Hoffnungsstrahl — wieder brach er in leidenschaftliches Flehen aus.

„Ich dachte einmal — es war vielleicht toll oder anmaßend, wenn Sie so wollen — daß Sie nicht ganz so gleichgültig gegen mich wären, wie Sie in der letzten Zeit gewesen sind. Habe ich mich geirrt, als ich das dachte? Oder ist es möglich, habe ich etwas gethan, wodurch sich Ihre Achtung verringert hat? Habe ich Sie jemals beleidigt? Oder Ihnen wehe gethan? Oder meine Bewunderung zu offen kundgegeben?“

„Niemals — niemals.“

„Haben Sie mich denn nie geliebt? Um's Himmels Willen, sagen Sie mir das, bevor wir scheiden.“

Olimpia wurde aschbleich und stützte sich auf den Tisch, als wenn ihre Kräfte sie verlassen wollten.

„Lord Castletowers," sagte sie langsam, „Sie haben kein Recht, so in mich zu dringen."

„Auch nicht, wenn es sich um das Glück meines ganzen Lebens handelt? Geben Sie mir nur einen Schatten von Hoffnung, und ich will schweigen!"

„Ich kann es nicht."

Der Graf legte die Hand wie betäubt an den Kopf.

„Es kommt mir vor, als könnte ich es nicht glauben," sagte er. „Aber — wenn ich nur wüßte warum, vielleicht wäre es dann nicht so schwer zu ertragen."

Fräulein Colonna sah vor sich nieder, und einige Augenblicke sprach und rührte sich Niemand. Endsagte sie: —

„Ich will es Ihnen sagen, Herr Graf, wenn Sie es wissen wollen. Es ist möglich, daß ich mich nie verheirathen werde; wenn ich es aber thue, muß es mit Einem sein, der mehr für Italien thun kann, als Sie. Sind Sie zufrieden?"

Der junge Mann getraute sich nicht zu antworten. Er sah sie nur an, und ein finsterer Ausdruck verdunkelte seine Züge — ein Ausdruck, wie Olimpia ihn bis zu dem Augenblicke nie gesehen hatte.

„Leben Sie wohl," sagte sie fast flehend, indem sie ihm die Hand hinreichte.

„Leben Sie wohl," antwortete er, und nachdem

er sie einen Augenblick festgehalten, machte er sich sanft los und sagte weiter kein Wort.

Später fiel ihr ein, wie kalt ihre eigene Hand, und wie trocken und heiß seine war, als die ihre darin ruhte.

Aber wenige Augenblicke später kniete sie in ihrem Schlafzimmer neben ihrem Bette, nicht mehr schweigend und stolz auf ihre eigene Kraft; sondern die Hände ringend mit dem leidenschaftlichen Schmerze eines Weibes, rief sie laut:

„O, daß er in mein Herz hätte sehen können — daß ich ihm nur hätte sagen können, wie ich ihn liebe!“

Zwölftes Kapitel.

Drei Schritt vom Leibe.

Am Ende fand es sich, daß doch keine überflüssige Person an Lady Castletowers Tisch saß; denn Fräulein Colonna entschuldigte sich mit heftigem Kopfweh, und Signor Montecuculi füllte daher sehr zu gelegener Zeit ihren Platz aus. Aber das Diner war trotzdem eine verfehlte Affaire. Der Graf bestrebte sich freilich als Wirth sein Bestes zu thun; aber er spielte seine Rolle nur matt und war tief betrübt im Herzen. Saxon, welcher fünf Minuten vor dem Mittagessen, mit Staub und Schweiß bedeckt, angekommen war, sah ermüdet und gedankenvoll aus und war seinem eigenen fröhlichen Ich ganz untreu geworden. Giulio Colonna, voll von italienischer Politik, war nicht zur Unterhaltung aufgelegt. Dazu kam noch Olimpias Abwesenheit und das unbehagliche Gefühl, welches unvermeidlich bei einer bevorstehenden Trennung und Abreise ist, und so herrschte eine überaus trübe Stimmung am Tische.

Fräulein Hatherton war jedoch lebhaft und gesprächig wie immer. Als sie Saxon ungewöhnlich schweigsam fand, tröstete sie sich mit dem Fremden und fragte Signor Montecuculi über Sicilien und Neapel, Calatafimi, Palermo, Garibaldi und Viktor Emanuel nach Herzenslust aus.

Colonna, welcher zur Linken von Lady Castletowers saß, beklagte während dessen die Nichterfüllung gewisser Pläne.

„Ich hätte gehofft," sagte er leise, „daß schon eher etwas daraus geworden wäre."

„Und ich hatte es auch gehofft, lieber Freund — um Ihretwillen," erwiderte die Gräfin wohlwollend.

„Ich glaubte ganz gewiß, daß er heute sprechen würde, da er weiß, wie unerwartet wir abberufen sind; er hat aber im Gegentheil sein Pferd heute Morgen schon sehr früh bestellt und ist den ganzen Tag im Sattel gewesen."

„Das sieht befremdlich aus."

„Sehr befremdlich. Wollte der Himmel, wir hätten noch eine Woche länger bei Ihnen bleiben können."

„Aber es ist noch nicht zu spät, Ihren Plan zu ändern."

Colonna schüttelte mit dem Kopfe.

„Ich kann ihn ebenso wenig ändern, wie ich die Ordnung der Planeten ändern kann," sagte er.

„Dann lassen Sie Olimpia bei mir zurück.

Sie ist zu unwohl, um heute Abend noch nach der Stadt zu reisen."

„Danke — ich hatte die Absicht; aber sie ist entschlossen, mich zu begleiten."

Die Gräfin, welche sich viel mehr dafür interessirte, ihrem Sohne Fräulein Hathertons Vermögen zu verschaffen, als der Tochter ihres Freundes zu einem reichen Bräutigam zu verhelfen, antwortete nur: „Das thut mir leid, amico," und wandte ihre Unterhaltung darauf Herrn Walkingshaw zu.

Aber Colonna hatte noch nicht seine letzte Karte ausgespielt. Als die Damen sich zurückgezogen, setzte er sich auf den leeren Stuhl zur Rechten von Saxon und sagte:

„Unsere Abreise kommt sehr plötzlich, Herr Trefalden; aber ich hoffe, wir werden Sie in London sehen."

Saxon verbeugte sich und murmelte etwas von sehr verbunden und sehr gütig.

„Sie werden selbst übermorgen zur Stadt zurückkehren, wenn ich recht verstanden habe."

Saxon glaubte, daß es wohl so wäre.

„Dann müssen Sie versprechen zu kommen und uns zu besuchen. Sie werden uns, wenigstens in den nächsten vierzehn Tagen in dem Portland Hotel finden; später aber werden wir unsere Schritte wahrscheinlich nach Italien lenken."

Saxon verbeugte sich wieder und gab die Flaschen weiter.

Colonna fing an einzusehen, daß etwas nicht in Ordnung sei.

„Wenn Freunde sicher sein wollen, sich zu sehen," begann er wieder, „und ich hoffe, wir sind Freunde, Herr Trefalden — so ist das Beste, daß sie eine bestimmte Verabredung treffen. Wollen Sie Dienstag mit uns in unserm Hotel essen?"

„Ich fürchte . . . ." sagte Saxon.

„Nein, das ist ein Anfang von schlimmer Vorbedeutung."

„Ich bin so lange aus der Stadt fort gewesen," fuhr der junge Mann etwas verwirrt fort, „und es wird in den nächsten Wochen so viel Anspruch an meine Zeit gemacht werden, daß ich fürchte, ich darf mich nicht auf solche Engagements einlassen."

Giulio Colonna war ganz außer sich vor Erstaunen. Gestern noch würde dieser junge Millionair nach einem Strohhalm gegriffen haben, um eine Einladung zu erhalten, welche ihn Olimpia näher brachte; und jetzt . . . . Wollte er sich zurückziehen? War er beleidigt? Colonna legte seine Hand auf Saxons Arm und sah ihn mit seinem wohlwollendsten Lächeln an, indem er sagte:

„Ich kann so nicht von Ihnen Abschied nehmen, mein lieber Herr Trefalden. Wer meinem Vaterlande einen Dienst erwiesen, hat auch mir einen erwiesen, und Sie sind unserer Sache ein so freigebiger Wohlthäter gewesen, daß ich lebenslang Ihr Schuldner bleiben werde. Ich kann es daher nicht

zugeben, daß Sie sich in die äußeren Reihen stellen wollen, als wären Sie nur ein Bekannter. Ich betrachte Sie als einen Freund, und als Freund müssen Sie versprechen, noch einmal Brot mit mir zu brechen, bevor ich England verlasse."

Saxon hätte gern sein bestes Vollblutpferd im Stalle — ja, jedes Pferd, welches er besaß und den Phaeton dazu — gegeben, wenn er in diesem Augenblick gewußt hätte, wie es dem Grafen mit seiner Werbung ergangen. Da er aber in diesem Punkte gänzlich unwissend war, so gab er eine Antwort, wie er sie unter diesen Umständen nicht besser hätte geben können.

„Ich will, wenn ich kann, einen Mittag bei Ihnen essen, Signor Colonna," sagte er geradezu. „Jedenfalls werde ich Sie in Ihrem Hotel besuchen; aber so lange ich nicht weiß, wie ich in Bezug auf andere Freunde gestellt bin, kann ich nichts Bestimmteres versprechen."

„Dann muß ich mich also wohl für befriedigt erklären," erwiderte der Italiener freundlich; aber er fühlte, daß Saxon Trefalden vor ihm auf der Hut war und ihn drei Schritt vom Leibe hielt, und in seinem Herzen verwünschte er die feindliche Macht, welche ihm, wie sein Instinkt ihm sagte, entgegen arbeitete.

Später am Abend, als Alle fort waren, und Lady Castletowers sich zurückgezogen hatte, und Saxon der einzige Gast im Hause geblieben war,

gingen die beiden jungen Männer in den Rauchsalon hinunter — es war ein großes, behagliches Zimmer, welches an die Bibliothek stieß und ebenfalls nach dem ruhigen Garten hinauslag.

„Nun?“ fragte Saxon begierig. „Wie ging es?“

Der Graf schloß die Thür, bevor er antwortete; und dann sagte er mit Betonung:

„Gar nicht.“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich meine, Trefalden, je eher Sie eine Yacht gefunden haben, und je eher wir uns auf hoher See befinden, um so angenehmer wird es mir sein. Sie hat mir einen Korb gegeben.“

Trotz seiner Freundschaft und seines großmüthigen Entschlusses hüpfte Saxons Herz doch hoch auf vor Freude.

„Ihnen einen Korb gegeben!“ sagte er. „Aus welchem Grunde?“

Der Graf warf sich auf einen Stuhl.

„Aus patriotischen Gründen,“ antwortete er finster.

„Meinen Sie, weil Sie ein Engländer sind?“

„Nein — und auch nicht, weil Sie mich nicht liebt; sondern, weil sie, wenn sie sich jemals verheirathet, ihre Hand einem Manne geben muß, welcher „mehr für Italien thun kann,“ als Gervase Wynneclyffe!“

„Mehr für Italien thun kann!“ wiederholte Saxon langsam.

„Ja — verstehen Sie, was das bedeutet? Nun, Mann, es bedeutet, daß Olimpia Colonna, trotz ihrer Schönheit, ihrer Reinheit und ihrem Geburtsstolze sich eines Tages verkaufen wird — sich verkaufen, ihren Gatten betrügen, mich opfern wird — um ihres Vaterlandes willen! Wenn ich so reich wäre wie Sie, würde sie mich ~~mich~~ heirathen. Wenn Sie morgen um ihre Hand anhielten, würde sie sie annehmen. Wenn Sie alt, häßlich, unwissend — kurzum Alles, nur nicht ein Bourbon oder ein Habsburger wären — würde sie Sie wahrscheinlich doch heirathen. Und doch liebt sie mich!“

„Sind Sie dessen sicher?“

„Ich bin dessen so sicher, als daß sie lebt und athmet.“

„Hat sie — hat sie es Ihnen eingestanden?“

„Nein — aber sie konnte es nicht leugnen. Ueberdem sah ich es — fühlte es. Es giebt Zeiten, wo ein jeder Mensch clairvoyant ist, und ich war in dem Augenblicke clairvoyant.“

Saxon schwieg.

„Und das ist Patriotismus!“ rief Castletowers bitter. „Ich habe sagen hören, daß wenn eine Tugend zu weit getrieben wird, kann sie ein Laster werden; aber bis dahin habe ich es nie geglaubt. Was die italienische Sache anbetrifft — ich bin ein aufrichtiger Freund derselben gewesen, Trefalden — ein aufrichtiger und eifriger Freund, wie Sie wissen; aber jetzt — hasse ich sie.“

Und er knirschte die Worte zwischen den Zähnen hervor, als wenn er sie wirklich meinte.

Darauf saßen sie noch lange mit Büchern und Karten beschäftigt, entwarfen viele Pläne und sprachen bis tief in die Nacht hinein zusammen.

Dreizehntes Kapitel.

Nach Norwegen.

„Wir gehen nach Norwegen — Castletowers und ich!“

Die Worte kamen Saxon den ganzen Tag nicht aus dem Munde, und er lebte in einem förmlichen Fieber von Vorbereitungen. Die Herren vom Erektheumklub interessirten sich in ihrer lässigen Manier sehr für seine Pläne und waren reich an Rath für die norwegische Reise — besonders Diejenigen, welche in ihrem Leben nicht über das Skagerrak gefahren waren. Und Saxon nahm Alles dankbar an, kaufte Alles, was dieser und jener empfahl, und versorgte sich mit einer ungeheuren Menge Fleischextrakt, hermetisch aufbewahrtem Wild und Fisch, Schiffszwieback, Weinen, Spirituosen und Liqueuren; Fischgeräthschaften, Wasserstiefeln, Patentzelten, Waschbüchern in verschiedenen Sprachen, schwedischen und norwegischen Grammatiken, Diktionairen und Gesprächen, Taschenteleskopen, Taschenmikroskopen, Taschenrevolvern, wasserdichter Kleidung und noch tausend an-

deren Dingen ähnlicher Art. Außerdem bestellte er ein paar Matrosenanzüge und ein prachtvolles Schiffsbuch in Scharlach-Marokkien gebunden mit einem chubbschen Schlosse; denn Saxon hatte sich keine Yacht gemiethet — sondern er hatte eine gekauft, bezahlt, getauft und wollte nun Rheder und Kapitain spielen, unter der Leitung eines tüchtigen Patrons.

Bei dieser ganzen Angelegenheit hatte Laurence Greatorex sich besonders nützlich und gefällig erwiesen; er hatte sich die Mühe gemacht, mit Saxon nach Portsmouth zu reisen und ihn dort bei einem Bekannten einzuführen, welcher Schiffsbauer war und glücklicher Weise gerade ein solches Schiff hatte, wie sie es suchten. Es war eine amerikanische Yacht, schlank und anmuthig wie eine amerikanische Schönheit; und da der Besitzer ebenso gern verkaufen, wie Saxon kaufen wollte, so war der Handel bald abgeschlossen.

Dann mußte ein tüchtiger Patron und Mannschaft engagirt, Saxons mannigfaltige Vorräthe eingeschifft, eine Probetour um die Insel von Wight gemacht werden und alle anderen geschäftsmäßigen Vorbereitungen, welche einer Vergnügungstour mit einer Yacht einen so wichtigen Anstrich geben. Und während dieser ganzen Zeit reiste Herr Greatorex — der, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, seinem Wohlthäter wirklich dankbar und ihm in jeder Weise zu dienen beflissen war, wenn es nur nicht galt, ein gewisses bescheidenes Darlehen zurückzuzah-

len — zwischen London und Portsmouth hin und her, half Saxon über unzählige kommercielle Hindernisse hinweg und erwies sich als einen unschätzbaren Rathgeber.

Es war eine bewegte Zeit für Saxon. Er hatte keine Muße zum Bedauern und vielleicht auch keine überwiegende Neigung, sich demselben hinzugeben. Wie gering war doch, im Grunde genommen, die Täuschung, welche er erfahren, gegen die des Grafen? Es war eine Schmarre im Vergleich zu einer tiefen tödtlichen Wunde. Castletowers hatte Olimpia Colonna seit vier langen Jahren geliebt — Saxon war ungefähr ebenso viele Wochen ihr Sklave gewesen. Castletowers hatte ihm in ruhiger männlicher Weise und ohne den geringsten Anflug von Affektation gestanden, daß er glaubte, er werde nie ein anderes Mädchen lieben können — Saxon war davon gar nicht überzeugt; er glaubte im Gegentheil, daß die rechte Liebe bei ihm noch kommen würde. Wenn er Alles dies in Betracht zog, war er so betrübt um seinen Freund, daß er beinahe anfing, sich seines eigenen Kummers zu schämen — ja, er schämte sich sogar, diese Täuschung als einen Kummer anzusehen. Olimpia hatte sich nie etwas aus ihm gemacht. Sie hatte sich nur aus seinem Reichthum etwas gemacht und auch aus dem nur etwas, um Italiens willen. Fräulein Hatherton hatte Recht. Sie hatte nur buchstäblich die Wahrheit gesagt, als sie ihn mit der Henne verglichen, welche die goldenen Eier legt. Es war eine demüthigende

Wahrheit; aber es war doch gut für die Henne, daß sie mit dem Verluste von ein paar Eiern davon gekommen war. Saxon gab sich daher Mühe, philosophisch zu sein; behielt sein Geheimniß für sich; betrieb die Vorbereitungen zu der Yachtfahrt mit allen Kräften und beschloß, Olimpias schönes Bild so schnell wie möglich aus seinem Herzen zu verbannen.

Endlich war Alles fertig. Die hübsche kleine Yacht schaukelte sich leicht an ihrem Anker im Hafen von Portsmouth und wartete nur auf ihren Herrn um unter Segel zu gehen, und nachdem Saxon seine letzte Inspektionstour gemacht und sich überzeugt hatte, daß Alles in Ordnung sei, von der blitzenden zweipfündigen Kanone auf dem Vorderdecke an bis zu den ebenso glänzenden Töpfen und Pfannen in der Kombüse, eilte er noch einmal nach London zurück, um den letzten Abend mit Wilhelm Trefalden zusammen zu vollbringen.

„Ist es nicht eine kleine Schönheit, Greatorex?“ sagte er.

Es war das erste Wort, welches gewechselt wurde, seit sie Portsmouth verlassen hatten.

„Ich will Ihnen sagen, was sie ist, mein lieber Junge,“ erwiderte der Bankier mit der gewinnenden Vertraulichkeit, an welcher so viele seiner Bekannten aus den feineren Cirkeln den schlechten Geschmack hatten, Anstoß zu nehmen, „die Albula ist die straffste, schmuckste kleine Barke, welche jemals Segel beige-

setzt. Wenn sie eigens für Sie gebaut wäre, könnte sie nicht besser für Sie passen."

„Mich soll wundern, was Castletowers sagen wird, wenn er sie sieht!"

„Wenn er nur halb so viel Geschmack besitzt, als ich ihm zutraue, so wird er mein Urtheil unterschreiben. Werden Sie sich in London oder Portsmouth treffen?"

„In London und dann zusammen nach Portsmouth fahren. Wir hoffen ungefähr um drei Uhr Nachmittags die Anker zu lichten."

„Und wie lange gedenken Sie fort zu bleiben?"

„Zwei bis drei Monate."

Herr Greatorex machte ein nachdenkliches Gesicht und zündete sich eine Cigarre an.

„Wenn ich Ihnen nützlich sein kann, während Sie fort sind, Trefalden, so wissen Sie, daß Sie über mich befehlen können," sagte er. „Ich meine, wenn Sie Staatspapiere oder Aktien haben, welche nachzusehen sind, oder Interessen einzuziehen."

„Ich danke Ihnen vielmal," entgegnete Saxon; „aber mein Vetter besorgt alle diese Sachen für mich."

„Hum! Und Sie haben keinen anderen Advokaten?"

„Natürlich nicht."

„Werden Sie mich für unverschämt halten, wenn ich Sie frage, wie er Ihr Vermögen angelegt hat? Verstehen Sie mich ja recht, mein Lieber; sagen Sie es mir nicht, wenn Sie es nicht gerne thun; aber

ich möchte nur wissen, ob Herr Trefalden in der Kanzleihofsallee sein Bestes für Sie gethan."

„O, das können Sie als eine ausgemachte Sache ansehen," sagte Saxon warm.

„Oestlich vom Tempel sehen wir nichts als ausgemacht an," erwiderte Greatorex trocken.

Aber sein Begleiter schien diese Bemerkung nicht zu beachten.

„Mehr als die Hälfte meines Geldes steht in der Bank von England in Staatspapieren," sagte er.

„Sicher; aber nur drei Procente," bemerkte der Bankier.

„Und das Uebrige ist in — in einer Gesellschaft angelegt."

„In was für einer Gesellschaft?" fragte Greatorex schnell.

„Ja, das darf ich Ihnen nicht sagen. Das ist für jetzt noch ein Geheimniß."

Der Bankier sah sehr ernst aus, als er sagte: „Das thut mir leid zu hören."

„Das braucht Ihnen nicht leid zu thun. Es ist ein großartiges Unternehmen — daß größte unseres Jahrhunderts und ist des Erfolges sicher. Sie werden in Kurzem Alles darüber erfahren."

„Es sind doch nicht die Diamantenminen in Süd-Australien, will ich hoffen?"

„Nein, nein."

„Hat Herr Trefalden Ihnen zu dieser Kapitalanlage gerathen."

„Ja, und er hat all' sein eigen Geld darin angelegt."

„Danach sieht es aus, als wenn er Zutrauen dazu hätte."

„Er hat vollkommenes Zutrauen zu der Sache. Er ist der Sachwalter der Gesellschaft und weiß daher genau Bescheid, wie Sie einsehen werden."

„Und wer sind die Direktoren?"

„Ich glaube, ich bin einer davon," lachte Saxon.

„Und wer sind die Uebrigen?"

„Ich habe nicht die geringste Idee davon."

„Aber Sie haben sie doch in den Ausschußversammlungen getroffen?"

„Niemals. Ich glaube, bis jetzt haben noch gar keine Ausschußversammlungen stattgefunden."

Der Bankier wiegte den Kopf hin und her. „Das gefällt mir nicht," sagte er. „Ich sage es Ihnen aufrichtig, mein lieber Junge, das gefällt mir nicht."

„Ich sehe wirklich nicht ein, warum es Ihnen mißfällt," erwiderte Saxon.

Herr Greatorex rauchte eine Weile schweigend weiter und antwortete nicht. Dann ging die Unterhaltung wieder auf die Yacht über, und sie sprachen von Norwegen, von Lachsfischen und tausend anderen Gegenständen, welche mit der Reise in Verbindung standen, bis sie sich beim Abschied auf der Station in London die Hände schüttelten.

Da sagte der Bankier ernst: „Bei meiner Seele,

Trefalden, ich wollte, Sie könnten mir den Namen der Gesellschaft anvertrauen."

„Ich kann es nicht."

„Es würde mich in den Stand setzen, ein Auge auf Ihre Interessen zu haben, während Sie fort sind."

„Sie sind sehr freundlich," entgegnete Saxon; „aber ich habe versprochen, das Geheimniß treu zu bewahren, und es ist meine Absicht, mein Versprechen zu halten. Ueberdem setze ich das vollste Vertrauen auf die Vorsicht meines Vetters."

Der Kaufmann zuckte bedeutsam die Achseln und sagte: „Wenn ich Ihnen die Wahrheit sagen soll, mein Lieber, ich würde Wilhelm Trefalden keinen Schritt weiter trauen, als ich ihn sehen könnte. O — sehen Sie mich nur nicht so an, als wenn ich die beiden Häuser des Parlaments in die Luft sprengen wollte. Es ist wohl etwas derb, das zu sagen; aber ich bin nicht der Einzige, welcher so denkt. Mir gefällt Wilhelm Trefalden nicht. Sie werden vielleicht sagen, daß ich gegründete Ursache zur Abneigung habe; aber so ist es nicht. Ich spreche nicht aus Vorurtheil gegen ihn, sondern aus Hochachtung für Sie. Sie haben uns einen großen Freundesdienst erwiesen Ihrem Vetter zum Trotze, und es würde mich freuen, wenn ich Ihnen wieder einen Dienst erweisen könnte."

„Wahrscheinlich auch meinem Vetter zum Trotze, vermuthe ich," erwiderte Saxon halb im Scherze und halb ärgerlich. „Nein, ich danke Ihnen, Herr Grea-

torex. Sie meinen es gut, bin ich überzeugt; aber Sie können mir in dieser Sache nicht dienen — es sei denn, daß Sie ein ungerechtes Vorurtheil aufgäben."

„Ein eigensinniger Mann 2c.! Nun denn, Trefalden, leben Sie wohl, und glückliche Reise!"

„Leben Sie wohl, Herr Greatorex."

Und so trennten sie sich.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Diner tête-à-tête.

Zum ersten Mal, seit er Besitz von seinem Vermögen genommen, war es Telemachus gelungen, Mentor zu überreden, bei ihm zu diniren. Er hatte ihn zu reichen Klubdiners, zu Diners in Richmond und Blackwell, zu gemüthlichen Diners tête-à-tête in seinem Logis in der St. Jamesstraße eingeladen; aber Mentor hatte sie systematisch und unerbittlich ein für allemal ausgeschlagen. Es war daher eine ordentliche Begebenheit, und Telemachus, welcher sich schon einen ziemlichen Ruf durch die Art und Weise, wie er seine Freunde bewirthete, erworben, hatte für ein ausgesuchtes kleines Diner zu Ehren seines Vetters gesorgt.

Es fand in Saxons Logis in der St. James-straße statt. Der Tisch war mit Blumen geschmückt und verschiedene Weine, zum Theil in Eis gestellt, standen auf dem Buffet, und eine Reihe der schön-sten Gänge, wie sie der wählerischste Feinschmecker sich nur wünschen konnte, wurde servirt. Die letzte-

ren wurden aus einem Gasthof ersten Ranges in der Nachbarschaft geschickt und kamen nach einander in Droschken an, so daß der Poet diesmal buchstäblich Recht hatte, daß jedes Gericht nicht „als eine Speise, sondern als ein Gast ankam."

„Es ist eine wundervolle Sache um die Bildung, Saxon," sagte Wilhelm Trefalden, als das Mahl beendet war, und sie sich bei einigen Pfirsichen und einer Ananas amüsirten. „Das letzte Mal, als Du und ich zusammen zu Mittag aßen, war in Reichenau. Damals warst Du sehr erstaunt, weil ich nicht zugeben wollte, daß Du den Lafitte mit Wasser vermischtest, und Trüffeln hattest Du noch nie gegessen. Du nanntest sie „häßliche schwarze Dinger," wenn ich recht erinnere."

„Und nun kann ich weißen Eremitage-Wein und Château-Yquem unterscheiden und verstehe das Genie der Griechen zu würdigen, welche zwei und sechzig verschiedene Arten Brot backten!"

„Ich fürchte, Deine neugebackene Weisheit wird Dir in Norwegen wenig nützen. A propos, Du schuldest mir fünf hundert und sechszig Pfund."

„Wofür?"

„Für acht Oelgemälde, welche ungefähr zwei Pfund das Stück werth sind."

Und der Advokat lachte über seines Vetters Erstaunen und erzählte ihm, daß er diese Bilder von Madame Rivière gekauft.

„Ich habe sie zwei oder dreimal besucht und jedesmal Dein gutes Geld freigebig hingeworfen.

Das erste Mal kaufte ich vier Bilder, das zweite Mal zwei u. s. w. Sie scheinen sehr arm zu sein und freuten sich sehr über das Geld."

„Sie können sich nicht mehr darüber freuen als ich," sagte Saxon. „Wann hast Du sie zuletzt gesehen?"

„Vor vier oder fünf Tagen. Sie waren damals gerade im Begriff nach Italien abzureisen und werden jetzt wohl schon ein gutes Stück Weges gekommen sein. Die Mutter sah sehr krank aus. Sie ist unserer guten Freundin Lady Castletowers durchaus nicht ähnlich."

„Nach welcher Gegend Italiens sind sie gegangen?"

„Nach Nizza; wohin ich Ihnen schreiben soll, im Fall ich von einem Käufer für die übrigen Gemälde höre. Soll ich von einem Käufer gehört haben, oder findest Du, daß Du für jetzt Geld genug weggeworfen hast?"

„Sorge jedenfalls für einen Käufer. Fünf hundert und sechszig Pfund sind bald ausgegeben."

„Aus Deinem Beutel — ja; aber eine solche Summe ist für diese Leute ein kleines Vermögen."

„Ich wünsche, daß sie ein hundert Pfund jährlich haben sollen," sagte Saxon.

„Welches so viel heißen soll, als daß unser eingebildeter Kenner zwei tausend Pfund verausgaben kann. Mein Guter, sie würden es nicht glauben!"

„Versuch' es nur. Es ist so leicht Unmögliches zu glauben, wenn es angenehm ist."

„Nun, ich will sehen, was ich thun kann; — es sind ja Frauen, und Weiber sind leichtgläubig.“

„Findest Du sie nicht sehr hübsch?“ fragte Saxon, und seine Antwort schien durchaus keine Beziehung auf das Vorhergehende zu haben.

Worauf Herr Trefalden mit großer Gleichgültigkeit, während er sein Weinglas gegen das Licht hielt, antwortete:

„Nein — nicht besonders!“

„Sie ist wie eine Madonna von Rafael!“ sagte Saxon unwillig.

„Vielleicht — aber ich bin kein Liebhaber von Madonnen. Olimpia Colonna ist zehnmal schöner.“

Saxon schwieg. „Hast Du die Colonnas gesehen, seit sie Castletowers verlassen?“ fragte der Advokat, ihn forschend ansehend.

„Nein — ich habe noch keine Zeit gehabt, ihnen einen Besuch zu machen. Aber nun erzähle mir etwas von der Gesellschaft.“

Der Advokat hatte sehr viel von der Gesellschaft zu erzählen — von dem großen Ingenieur-Etablissement, welches in Kairo errichtet würde; von den Landmessern, welche die Route besichtigten, über die gelehrte Gesellschaft, welche nach Hit abgereist war, um die gehofften Kohlenlager aufzusuchen, von den Direktoren, welche auf dem Wege nach Bagdad und Teheran waren, und vor Allem, von dem ungeheuren Avance, den alle Aktieninhaber im Laufe von sechs bis acht Jahren zu erhalten hoffen durften.

„Wenn ich nicht nach Norwegen wollte,“ sagte

Saxon, „so hätte ich wohl eine Tour nach dem Mittelmeer machen mögen, um die Arbeiten zu besichtigen und über deren Fortschreiten zu berichten.“

„Es würde sich jetzt kaum der Mühe verlohnen,“ erwiderte sein Vetter. „In einem Jahr wird dort mehr zu sehen sein. Und nun lebe wohl!“

Saxon begleitete seinen Vetter bis an die Thür und trennte sich nur zögernd von ihm. Vor einigen Monaten würde er ihn auf beide Wangen geküßt haben, wie an dem Abend, wo sie sich zuerst in der Schweiz sahen; aber die Civilisation hatte die Blüthe von seinem arkadischen Wesen abgestreift, und er unterließ es.

Kaum war er in sein Zimmer zurückgekehrt, kaum hatte er nach Licht geklingelt und sich an sein Pult gesetzt, in der Absicht, noch einige Billets zum Abschied zu schreiben und seine zerstreuten Papiere zu ordnen, als er eine Droschke rasch vorfahren, einen schnellen Schritt im Vorzimmer und eine bekannte Stimme hörte, welche fragte, ob er zu Hause sei. Im nächsten Augenblicke trat Lord Castletowers in's Zimmer.

„Sie hier heute Abend!“ rief Saxon. „Ist etwas passirt?“

„Nur Dieses,“ entgegnete sein Freund. „Colonna ist nach Palermo berufen und muß reisen. Er hatte die Absicht von Sicilien nach Genua hinüber zu fahren; aber es ist eine Kabale gegen ihn im Werke, und er ist gewarnt worden, daß er arretirt werden würde, wenn man ihn in einem fran-

zösischen oder sardinischen Hafen sähe. Ich komme daher um zu fragen, ob Sie ihn hinüber bringen wollen.

„Nach Sicilien?“

„Ja — um Gibraltar herum. Es ist die einzige sichere Route für Colonna; und wir könnten nordwärts steuern, sobald wir unsern Mann gelandet haben. Wollen Sie dies thun?“

„Gern. Ich segle ebenso lieb hier als dorthin — ja, ich steure noch lieber nach Süden als nach Norden, wenn es darauf ankommt!“

„Dann ist es also abgemacht?“

„Völlig — wenn Signor Colonna morgen in Portsmouth mit uns zusammentreffen will. Aber ich glaubte, Castletowers, Sie haßten die Sache und wollten nichts mehr dafür thun!“

Der Graf lächelte wehmüthig.

„Man mag mit der Freiheit ebenso oft streiten wie Horace mit Lydia,“ sagte er; „aber man kann ebenso wenig lassen zu ihr zurückzukehren, als sie zu lieben.“

Fünfzehntes Kapitel.

Scylla und Charybdis.

Einen Tag nach dem andern breitete die Albula, welche die schweizer Farben an der Mastspitze trug, ihre weißen Schwingen aus und schwamm wie ein Meervogel über dem Wasserspiegel dahin. Die malerischen Inseln im Kanal, die umwölkten Klippen von Finisterre; der Felsen von Gibraltar, blendend weiß in der glühenden Mittagssonne, der Berg Abyla trat schattenhaft und wundersam aus den schwachen Umrissen der afrikanischen Küste hervor; die fernen Gipfel des Sierra Nevada und die spanischen Inseln mit ihren Orangen- und Citronenwäldchen tauchten eine nach der andern aus dem blauen Meer empor, glitten vorüber und verschwanden wieder in der Ferne. Zuweilen war auf beiden Seiten kein Land sichtbar. Zuweilen flog das Schiff so dicht unter den bewaldeten Vorgebirgen dahin, daß die an Bord Befindlichen das Läuten der Klosterglocken hören konnten und das Anrufen der Schildwachen, welche auf den Wällen der vom

Meere umspülten Festungen, patrouillirten. Aber im Allgemeinen hielten sich sich auf offener See und steuerten direkt nach Sicilien. Und während dieser ganzen Zeit lebten die beiden Freunde hauptsächlich auf dem Verdeck, bereicherten sich mit nautischen Kenntnissen, wurden täglich vertrauten mit einander und überließen es Signor Colonna, eine Seite nach der andern unten in der Kajüte vollzuschreiben. Es war eine herrliche Zeit. Die Tage waren glanzvoll und die Nächte sternenhell, und die Reisenden schliefen beim lieblichen Rauschen der Wellen.

„Leihen Sie mir Ihr Glas, Trefalden," sagte Lord Castletowers. „Ich möchte mir gern jene Dampffregatte näher betrachten, ich kann ihre Flagge nicht erkennen."

Sie waren mehrere Tage auf See gewesen und waren noch ungefähr achtzehn Stunden von Palermo entfernt. Ein schwaches blaues Vorgebirge weit ab zur Linken deutete die äußerste Spitze der Insel Sardinen an; während gerade vor ihnen, eine Fahne von weißem Rauch nach sich ziehend, die Fregatte dahergesegelt kam, welche Lord Castletowers Aufmerksamkeit erregt hatte.

„Sie scheint unseres Weges zu kommen," sagte Saxon.

„Sie steuert gerade auf uns zu," erwiderte der Graf; „und sie ist mit Kanonen versehen; — ihr Aussehen gefällt mir nicht."

„Sie glauben doch nicht, daß sie uns ansprechen wird?"

„Ja, das glaube ich.“

Und damit ging Lord Castletowers an die Kajütentreppe und rief Colonna zu, er möge doch heraufkommen.

„Ich möchte gern, daß Sie diesen Dampfer einmal durch Trefaldens Glas betrachteten,“ sagte er. „Wollen Sie so gut sein, Ihrer Feder einen Augenblick Ruhe zu gönnen.“

„Gern,“ erwiderte der Italiener und kam sogleich auf's Verdeck.

Seine Stirn verfinsterte sich, als er den herankommenden Dampfer erblickte. Er nahm das Glas, richtete es, sah ungefähr zehn Sekunden schweigend und ruhig hindurch und gab es mit der einsylbigen Bemerkung zurück:

„Neapolitanisch.“

„Aber sie wird nicht wagen uns zu belästigen?“

Colonna machte ein bedenkliches Gesicht.

„Wenn wir unter brittischer Flagge segelten,“ sagte er, „wäre es etwas Anderes; aber ich fürchte gegen die schweizer Farben wird Neapel sich nicht so höflich benehmen. Jedenfalls haben sie nach den Gesetzen der Blockade das Recht, das Schiff nach Kriegskontrabande zu durchsuchen.“

„Guter Gott!“ rief Castletowers; „was sollen wir anfangen?“

Signor Colonna besann sich einen Augenblick, bevor er antwortete; aber als er sprach, geschah es schnell und mit Ueberlegung.

„Wenn der Kapitain einen besonderen Beweg=

grund hat, um auf uns loszusteuern, so bin ich der Gegenstand seines Suchens. Aber es wird noch zehn Minuten dauern, bis er neben uns ist. Ich will meine Papiere verstecken. Wenn Herr Trefalden mir einen von seinen Lotsenröcken leihen will, und Sie beide mich Sir Thomas Wylde nennen wollen, habe ich keine Furcht vor Entdeckung. Ich spreche das Englische gut genug, um einen Neapolitaner zu täuschen. Ich habe es schon früher in schlimmeren Fällen als dieser gethan. Behalten Sie es wohl — Sir Thomas Wylde. Ich habe einen Paß, der auf diesen Namen lautet, wenn er verlangt werden sollte."

Damit eilte er wieder in die Kajüte hinab, verbarg seine Briefe und Papiere; zog einen von Saxons blauen Ueberröcken an, die von Knöpfen mit Ankern verziert strahlten, zündete sich eine Thonpfeife an, zog die Mütze ein wenig über die Stirne, legte sich der vollen Länge nach auf das Sopha in der Kajüte und wartete geduldig.

„Sie hat uns ein Signal gegeben beizulegen!" rief Lord Castletowers die Kajütentreppe hinunter.

„Legen Sie ja bei, auf jeden Fall."

„Und ein Officier scheint an Bord zu kommen."

„Er soll mir willkommen sein."

Lord Castletowers mußte trotz seiner Besorgniß lächeln. „Der Mann ist so kaltblütig wie ein Eisberg," sagte er zu Saxon. „Und doch weiß er, daß er binnen acht und vierzig Stunden an dem höchsten

Thurme St. Elmos aufgehenkt werden wird, wenn diese Leute ihn erkennen!"

Und jetzt lag die große Fregatte neben der kleinen Yacht und bedrohte sie aus allen ihren Schießlöchern, während das Verdeck voll von Bewaffneten war.

Ein Boot wurde herabgelassen, und zwei Neapolitaner, ein Premier-Lieutenant und ein Unterofficier, kamen an Bord.

Der Premier-Lieutenant war sehr höflich und entschuldigte in der feinsten Weise sein Eindringen. Er bat um den Namen und die Bestimmung der Yacht, um den Namen des Besitzers und aller übrigen Personen, welche sich an Bord befänden.

Lord Castletowers, der das Amt des Sprechers übernahm, antwortete in fließendem Italienisch. Die Yacht hieße die „Albula;" sie wäre das Eigenthum Herrn Trefaldens, eines Schweizers, der mit seinen Freunden Lord Castletowers und Sir Thomas Wylde, beide brittische Unterthanen, im Mittelmeere kreuzte. Sie hatten keinen anderen Zweck als ihr eigenes Vergnügen und wußten nicht, in welcher Richtung sie segeln würden. Vielleicht nach Athen. Es sei aber auch möglich, daß sie nach Konstantinopel oder Smyrna gingen.

Signor Luogotenente verbeugte sich und fragte, ob Lord Trefalden auch vielleicht die Absicht habe, in Sicilien zu landen?

Der Graf entgegnete, daß Herr Trefalden wahr-

scheinlich Marsala anlaufen würde, um frisches Wasser einzunehmen.

„Und der Lord hat keine Waffen, kein Schießpulver oder sonstige Kriegsmunition an Bord?“

„Nur die zweipfündige messingne Kanone mit Zubehör, welche Signor Luogotenente auf dem Verdecke sieht.“

Der Neapolitauer erklärte, daß er gezwungen wäre um Erlaubniß zu bitten, einen Blick in den Schiffsraum zu werfen, und derselbe wurde demgemäß geöffnet, um eine Untersuchung zu gestatten. Darauf bat er, die Kajüte sehen zu dürfen und ging von Trefalden und Castletowers begleitet hinunter, während der Unterofficier auf dem Verdeck blieb.

„Unser Freund, Sir Thomas Wylde,“ sagte der Graf, indem er seine Worte mit einer entsprechenden Geberde begleitete.

Colonna, welcher noch auf dem Sopha lag mit seiner Pfeife im Munde und einer alten Beilage der Times in der Hand, richtete den Kopf bei diesen Worten empor, erhob sich träge, machte eine sehr steife Verbeugung und sprach kein Wort. Der Neapolitaner erwiderte die Verbeugung, machte eine freundliche Bemerkung über die „gentilezza“ der hübschen kleinen Kajüte und bat noch einmal um Entschuldigung wegen der Störung, welche er verursacht.

Er erklärte, daß der gegenwärtige Aufstand die Regierung Sr. Majestät nöthige, ein scharfes Auge auf alle Schiffe, welche nach Sicilien segelten, zu

haben. Es sei kein angenehmes Amt für die Officiere der Marine; aber es sei ein nothwendiges. Er glaubte, daß er jetzt nur noch eine Pflicht zu erfüllen habe. Er müsse die Herren ersuchen, eine Proklamation anzuhören, welche die Beschreibung eines gewissen Giulio Colonna, eines bekannten politischen Verbrechers, enthalte, für dessen Gefangennehmung Seine Majestät, der König beider Sicilien, eine Belohnung von zwei tausend Piastern verspreche. Er wolle hinzufügen, daß der genannte Colonna, wie man annehme, eben jetzt auf dem Wege nach Palermo sei.

Darauf zog er ein Papier aus seinem Taschenbuche und seinen Hut abnehmend, las er im Namen seines Souverains eine sehr genaue Beschreibung von Signor Colonnas äußerem Menschen laut ab; beschrieb seine Augen, seine Nase, seinen Mund, sein Haar, seinen Backen und Schnurrbart, seine Größe und seinen Teint. Signor Colonna hörte dies Alles mit einem Gleichmuth an, der Mephistopheles selbst hätte täuschen können.

„Was bedeutet das Alles?“ sagte er auf Englisch, als der Officier seine Lesung beendet hatte. „Ich verstehe kein Italienisch, wie Sie wissen.“

Saxon konnte kaum das Lachen unterdrücken, als Lord Castletowers die Proklamation zum Besten des angeblichen Sir Thomas ernsthaft in's Englische übersetzte.

Colonna lächelte und zuckte die Achseln.

„Bah!“ sagte er. „Eine vergebliche Nachsuchung

Sie könnten ebenso gut versuchen, eine Schwalbe in ihrem Fluge zu hemmen."

Worauf der Signor Luogotenente, welcher den Ton und die Geberde, wenn auch nicht die Worte, verstand, sich aufrichtete und eine würdevolle Miene annehmend, erwiderte, daß der Mann, um den es sich handle, ein anerkannter Verräther sei und sicher bald in die Hände der Gerechtigkeit fallen werde.

Er verließ die Kajüte etwas unfreundlicher, als er sie betreten und Lord Castletowers, welcher ihn auf's Verdeck begleitete, nahm Gelegenheit seinen Freund zu entschuldigen.

„Sir Thomas ist etwas brusque," sagte er; „aber die Engländer sind nun einmal brusque."

Der Neapolitaner beantwortete diese Bemerkung mit einem gutangebrachten Kompliment auf ihn selbst und nahm seinen Abschied. Dann kehrte er auf sein Schiff zurück, von seinem Unterofficier begleitet; Abschiedsschüsse wurden gewechselt und die Dampffregatte segelte mit feurigem Herzklopfen davon, und in wenigen Minuten hatte sich der Streifen blauen Meeres zwischen beiden Schiffen zu einer halben Meile erweitert.

„Hurrah!" rief der Graf. „Kommen Sie herauf, Sir Thomas Wylde, und bringen Sie ein dreimaliges Hoch auf Franz den Zweiten mit mir aus! Diesmal sind Sie glücklich an der Skylla vorübergekommen!"

„Und auch an der Charybdis," erwiderte Colonna, indem er sich Saxons blauen Ueberrockes ent-

ledigte und von unten herauf rief. „Wissen Sie, warum ich nicht auf's Verdeck kam?“

„Nein.“

„Weil ich das Gesicht des Unterofficiers zu sehen bekam, als er an Bord sprang.“

„Kennen Sie ihn?“

„Ganz genau. Sein Name ist Galeotti. Vor ein Dutzend Jahren bekannte er sich zum Liberalismus, und im Jahre acht uud vierzig war er mein Sekretair in Rom.“

Sechszehntes Kapitel.

Palermo.

Eine gigantische Bucht, deren blaue Wellchen die Küste bespülen — eine unregelmäßige Anhöhe von ambrafarbigem Sand, der aussieht wie ein goldener türkischer Säbel, der am Rande der Wogen niedergelegt ist — ein ungeheurer Flächenraum von kultivirten Abhängen, die sich terrassenförmig einer über dem andern erheben, ein Tafelland über dem andern mit Weinbergen, Villas und Kornfeldern angebaut — hier und dort ein einsames Kloster, dessen schlanker Glockenthurm über die Spitzen der Bäume hervorlugt — große Gürtel schattiger Oliven und noch höher ein undurchdringliches Dickicht von Kastanien und Steineichen — und darum her, die Landschaft von allen Seiten einrahmend und überragend, ein ungeheures Amphitheater von Bergen, unten ganz grün, oben ganz kahl, mit dem Sockel in dem herrlichen Meere fußend, sich mit den violetten Gipfeln zackenförmig von dem milden blauen Himmel abhebend.

„Die Bucht von Palermo!“

Dieser Ausruf entfuhr den Lippen der beiden jungen Leute, als die „Albula“ das Vorgebirge von St. Gallo am Nachmittage des Tages, welcher der Begegnung mit dem Neapolitaner folgte, umschiffte. Colonna, welcher die letzte Stunde schweigend und erwartungsvoll auf dem Verdeck zugebracht, breitete die Arme aus, als wolle er das herrliche Panorama umfangen und murmelte etwas, was wie ein Segenswunsch oder ein Gebet klang.

„Ja, die Bucht von Palermo!“ wiederholte Lord Castletowers mit Enthusiasmus. „Die lieblichste Bucht in Europa! Jener äußerste Punkt ist Cefalu — hier ist der Berg Pellegrino, mit dem Heiligenbilde Sankta Rosalias gekrönt — dort, in jenem Bergkessel liegt Monreale, und der Ort, an dem wir jetzt vorbeifahren heißt Conca d'Oro. Seht, da werden die Kuppeln von Palermo schon sichtbar!“

„Und dort,“ sagte Colonna, indem er auf eine Flagge deutete, welche schlaff von den Zinnen eines kleines Thurmes, dicht unten am Strande herabhing, „dort ist die Trikolore von Italien, dem Himmel sei Dank!“

Als die Yacht sich dem Hafen näherte, stieg, so zu sagen, ein wahrer Wald von Thürmen und Spitzthürmen, blitzenden Kuppeln und weißen Palästen aus der Bucht empor. Die Schildwache auf dem Molo warf ihre Mütze in die Luft und rief: „Viva Garibaldi!“ als sie vorbeifuhren. Der Hafen war voll von großen und kleineren Fahrzeugen jeder Art;

kleinen Ruderböten, Dampfern und offenen Böten, die alle die Nationalflaggen augenfällig am Mast oder Bugspriet aufgehißt hatten. Die Kais waren mit rothen Blousen, sardinischen Uniformen und Feldpriestern erfüllt, und dicht am Landungsplatze, im Schatten der Festung Galita, stand eine große Abtheilung Garibaldianer, vielleicht tausend an der Zahl, auf ihre Flinten gelehnt, welche mit der größten Lebhaftigkeit, die man sich nur vorstellen kann, gänzlich undisciplinirt durch einander schnatterten. Als Saxons kleine Yacht unter dem Bug eines großen, plumpen, englischen Dampfers dahinglitt; traten zehn bis zwölf der Rothhemden kaltblütig aus den Reihen und an den Rand des Kais, um zu untersuchen, wer die Ankömmlinge wären.

In dem Augenblicke rief ein italienischer Officier, der sich über die Brüstung des Dampfers lehnte:

„Ecco il Colonna!“

Einer der Soldaten auf dem Kai hörte den Namen. Er flog von Mund zu Mund und schwoll zu lauten Freudenrufen an; die Rufe wurden aufgefangen, wiederholt, wieder und wieder, bis sie die Luft erfüllten, und die Wälle der Festung das Echo zurückgaben. In einem Augenblick war der Landungsplatz voll, das Verdeck eines jeden Schiffes im Hafen war plötzlich mit Menschen belebt, und noch immer schwoll das brausende Willkommen zu dem Rufe an:

„Colonna! Colonna!“

Er entblößte sein Haupt bei dieser Begrüßung, aber von Tausenden konnte kaum einer ihn sehen, wo er stand. So vergingen mehrere Sekunden und die Freudenrufe wurden mit jedem Augenblick leidenschaftlicher und ungeduldiger. Da stieß ein Boot von dem großen Dampfer ab, und ein junger Officier sprang die Schiffstreppe hinab.

„Geehrter Signor,“ sagte er, die Mütze in der Hand haltend, „Sr. Excellenz, General Garibaldi ist am Bord und läßt Sie bitten, auf das Verdeck zu kommen.“

Bleich vor innerer Bewegung wandte Colonna sich an Saxon und den Grafen und sagte:

„Folgen Sie mir.“

Aber sie wollten nicht. „Nein, nein,“ sagte Castletowers. „Gehen Sie allein — es ist besser. Wir wollen uns nachher treffen.“

„In dem Trinacria denn?“

„Ja — in dem Trinacria.“

Colonna ging daher allein an Bord der „City of Aberdeen“ und aus einer Gruppe Officiere in rothen Blousen, welche auf dem Deck standen, trat einer heran, der noch bronzefarbiger und wettergebräunter aussah als die übrigen, streckte ihm beide Hände entgegen und bewillkommte ihn wie einen Bruder.

Bei diesem Anblick verwandelten sich die Freudenrufe in ein förmliches Gebrüll — Fenster wurden aufgerissen, die Balkone, in allen Häusern rund um den Hafen füllten sich mit Menschen — die

Truppen auf dem Kai fielen in die Reihen zurück und präsentirten das Gewehr — und die ersten Begrüßungsschüsse aus ein und zwanzig Kanonen wurden unvorbereitet von der Festung Galita abgefeuert.

Die beiden jungen Männer sahen sich an und lächelten. Sie hatten wie die Uebrigen mitgerufen, bis sie heiser waren, und als Saxon sich jetzt zu seinem Freunde wandte und sagte: „Wollen wir uns ganz in der Stille aus dem Staube machen, Castletowers, bevor der Sturm vorüber?“ ergriff der Graf die Idee schnell und handelte sogleich danach.

Sie machten sich also davon und ankerten die Yacht dicht unter dem Kai; winkten dem nächsten Bootsmann und ließen sich unbemerkt nach einem Landungsplatz etwas weiter unten im Hafen rudern.

„Und jetzt, Trefalden, wollen wir Palermo einmal um die Wette durchlaufen!“ sagte Lord Castletowers, als sie sich am Ufer befanden.

„Scusate!“ sagte eine freundliche Stimme; „aber wollen Sie nicht einen Führer annehmen?“

Es war der junge Officier von der „City of Aberdeen,“ welcher ihnen unbemerkt gefolgt und sie gerade beim Landen überholt hatte.

Im nächsten Augenblick schüttelten sie sich die Hände und plauderten so fröhlich und ungenirt mit einander, als wenn sie sich schon seit Wochen gekannt hätten.

„Sind Sie jemals früher in Palermo gewesen?“ fragte der Sicilianer.

„Einmal vor ungefähr vier Jahren," erwiderte der Graf.

„Ach, Gott! es ist traurig verändert. Sie können von diesem Punkte aus nicht sehen, was das verfluchte Bombardement gethan; aber bei der Piazza Nuova ist ein Trümmerhaufen — Kirchen, Klöster, Paläste, Alles ist zerstört, und hunderte von Leichen liegen noch unbegraben in den Ruinen! Aber bei Melazzo werden wir uns rächen!"

„Bei Melazzo!" wiederholte Saxon. „Wo ist das?"

„Was! Wissen Sie das nicht?"

„Wir wissen nichts," sagte Castletowers begierig, „garnichts, was passirt ist, seit wir England verließen. Was ist's mit Melazzo?"

Sie hatten dem Hafen den Rücken gewandt und gingen in der Richtung der Straße von Toledo weiter; aber bei diesen Worten ergriff ihr neuer Freund einen Arm von jedem und eilte mit ihnen nach dem Kai zurück.

„Sehen Sie jenen großen Dampfer?" fragte er, indem er auf die „City of Aberdeen" deutete. Jenen Dampfer, an dessen Bord Sr. Excellenz den Colonna einlud?"

„Ja."

„Und jene Truppen, die am Landungsplatze aufgestellt sind?"

„Ja, ja."

„Nun, es sind alles ausgesuchte Leute; die letzten zwölf hundert von der Expedition. Sie warten

auf den Befehl an Bord zu gehen und werden heute Abend um zehn Uhr den Hafen verlassen. General Cosenz und seine Jäger sind schon fort — sie gingen gestern Abend; aber Garibaldi selbst geht mit uns, mit der „City of Aberdeen.“ Melazzo ist nicht weit von hier — wir werden vor Tagesanbruch dort sein; aber sie sagen, der Kampf wird nicht vor übermorgen losgehen.“

„Das ist ja herrlich!“ rief Saxon.

„Ja, Sie treffen es glücklich, den Tag vor der Belagerung anzukommen,“ erwiderte der Sicilianer. „Ich bin beinahe drei Wochen hier gewesen und habe noch nichts zu thun gehabt, als bei der Zerstörung des Kastells zu helfen, und das ist eben nicht amüsant. Die ersten paar Stunden ging es, aber man wird es bald müde, Steinmauern umzureißen, wenn keine Königliche dahinter stecken.“

Er führte sie darauf wieder nach der Straße von Toledo und zeigte ihnen die Plätze, wo der Kampf am ärgsten gewüthet hatte, stellte Fragen und beantwortete sie und ergoß den muntern Strom seiner Rede mit der liebenswürdigen Lebhaftigkeit eines Knaben.

Sein Name war Silvio Beni, wie er sagte. Er war der zweite Sohn eines palermischen Landeigenthümers auf der andern Seite der Insel und diente jetzt als Adjutant beim General Medici. Im vorigen Jahre hatte er als Freiwilliger bei Solferino mitgefochten; hatte aber nicht die Absicht Soldat von Profession zu werden. Für die Freiheit

zu kämpfen war eine andere Sache als für vier Paul täglich. Er wollte Oliven und Wein bauen und das ländliche Leben seiner Vorfahren führen, wenn er nicht vielleicht zufällig vor der Beendung des Feldzuges erschossen wurde.

So plaudernd führte er Saxon und Castletowers durch die Hauptstraßen der Stadt, und es war ein schrecklicher Anblick für Augen, welche nicht an die Schrecken des Krieges gewöhnt waren. Hier waren die Ueberreste der berühmten Barrikaden vom sieben und zwanzigsten Mai; hier die zerstörten Mauern der Universität, hier das Prätorium von Kanonenkugeln durchlöchert und das Kloster zu den sieben Engeln, von denen nur noch das Gerüste übrig geblieben. Dann kam ein stattlicher Palast ohne Dach und Fenstern — die geschwärzten Ruinen einer Kirche, welche einst wegen ihrer Archive berühmt war — eine ganze Straße, deren Häuser alle gestützt waren und jeden Augenblick einzustürzen drohten — die massiven Ueberreste eines Konvents, in denen die hülflosen Schwestern alle verbrannt waren, ohne im Stande zu sein zu entfliehen. An einigen Orten war kaum ein Stein auf dem andern stehen geblieben. An andern war der feurige Strom vorübergegangen, ohne eine Spur seines Laufes zu hinterlassen.

Gleich darauf kamen sie von einem weiten Platze unentwirrbarer Ruinen, welche von unbeerdigten Todten mit einem wahren Pestilenzgeruche geschwängert waren, in ein Stadtviertel, wo die Straßen

mit Spaziergängern und die Kaffeehäuser mit Müssiggängern in frohem Gewühle erfüllt waren; wo die Nationalflagge lustig von den Dächern der öffentlichen Gebäude herabflatterte und das Schmetterlingsgeschäft des südlichen Italiens so fröhlich betrieben wurde, als wenn eine zehnzöllige Bombe ein Phänomen sei, das man nicht einmal dem Namen nach in Sicilien kenne.

Saxon konnte nicht begreifen, wie diese Leute Eis essen und Domino spielen konnten, als wenn kürzlich nichts passirt wäre, um ihren Gleichmuth zu stören. Es kam ihm unbeschreiblich abstoßend und herzlos vor, und da er nicht gewohnt war, seine Meinung zu verhehlen, sagte er dies ziemlich derbe.

Der Sicilianer zuckte lächelnd die Achseln.

„Sie sind so glücklich, frei zu sein,“ sagte er entschuldigend.

„Aber mit welchem Rechte sind sie glücklich, wenn ihre Todten unbegraben dicht vor ihrer Thür liegen?“ fragte Saxon unwillig. „Mit welchem Rechte vergessen sie, daß hunderte von unschuldigen Weibern und Kindern in ihren Häusern umgekommen und verbrannt sind, und mit welchem Rechte vergessen Sie der Neapolitaner, welche sie ermordet?“

„O, gli assassini! wir wollen es ihnen schon bei Melazzo bezahlen,“ lautete die schnelle Antwort.

So ist das sicilianische Temperament. Ein Schauspiel, welches Saxon und den Grafen mit Mitleid und Entsetzen erfüllte, rief nur eine vorübergehende Wolke auf der Stirn ihres neuen Bekannten hervor.

Er hatte seit drei Wochen täglich solche Schauspiele gesehen und war damit vertraut worden. Er sprach und lachte in der Nähe des Todes, kletterte die Barrikaden hinauf, zeigte ihnen, wo die Königlichen zurückgeworfen und wo die Garibaldianer hereingekommen wären, plauderte von der Abtretung Nizzas, der wahrscheinlichen Dauer des Krieges, von den Pfaffen, den Sbirren, den fremden Freiwilligen und den tausend Dingen, welche mit der Revolutionssache in Verbindung standen und dachte viel mehr an die kommende Expedition, als an das überstandene Bombardement.

Endlich, als sie gerade bei der Küste herauskamen, wurde ein Schuß von der Festung Galita abgefeuert, und ihr sicilianischer Freund sagte ihnen rasch Lebewohl.

„Das ist unser Signal uns am Bord zu versammeln," sagte er. „Wenn Sie Melazzo erreichen, ehe die Arbeit begonnen, so fragen Sie nach mir. Es kann sein, daß ich im Stande bin, etwas für Sie zu thun. Jedenfalls werde ich es versuchen."

„Das Versprechen wollen wir nicht vergessen," sagte Saxon schnell.

„Addio, fratelli."

Und diese jungen Männer, welche der bevorstehenden Schlacht entgegengingen, als wenn es sich um eine Vergnügungstour handelte, welche sich noch vor einer Stunde ganz fremd gewesen waren, und die vom Zufall zusammengeführt sich durch ihre Liebe zur Freiheit, durch ihren sorglosen Muth und ihren

Glauben an eine gemeinschaftliche Sache sympathetisch angezogen fühlten, umarmten sich und schieden buchstäblich wie Brüder von einander.

Die Freunde gingen darauf direkt nach dem Trinacria Hotel, und als sie erfuhren, daß Colonna noch nicht angekommen sei, lenkten sie ihre Schritte wieder nach dem Hafen. Hier fanden sie eine dichte Menschenmenge versammelt; die „City of Aberdeen" dampfte lustig, und alle Truppen waren an Bord.

Die Leute waren in der größten Gährung und Aufregung und standen so dicht zusammen, daß die jungen Männer ebenso gut hätten versuchen können sich mit den Ellenbogen einen Weg durch eine Steinmauer, als durch diese feste Menschenmasse zu bahnen, welche sich zwischen ihnen und dem Landungsplatze befand. Aus den Ausrufungen derjenigen, welche sie umstanden, erriethen sie, daß die Truppen auf dem Verdeck aufgestellt waren und daß man wußte, Garibaldi befinde sich im Salon. Dann und wann ward ein Zuruf für einen Officier laut, der einen Augenblick auf dem Verdeck erschien, und zuweilen, wenn sonst nichts passirte, gab eine Stimme aus der Menge das Zeichen zu einem wahren Sturm von Vivats.

Jetzt kam ein Officier der Jäger, mit der wohlbekannten Hahnenfeder an der Mütze, den Kai hinabgeeilt. Die Menge theilte sich zur Rechten und Linken wie durch einen Zauberschlag, und er ging von einem Strom von Segenswünschen und Lebewohl begleitet.

„Wissen Sie, wer das ist?“ fragte Saxon die Umstehenden.

„Nein — Gott segne ihn!“ sagte Einer.

„Wir wissen nur, daß er hingeht, um für uns zu fechten,“ sagte ein Anderer.

„Die heilige Jungfrau und alle ihre Heiligen nehmen ihn in ihren Schutz!“ fügte ein Dritter hinzu.

In diesem Augenblick strömte die Menge plötzlich zurück — ein großes Geschrei erscholl aus tausend Kehlen — eine Kanone wurde abgefeuert — und die „City of Aberdeen“ setzte sich in Bewegung. Einen Augenblick schien die Menge unentschlossen, dann trennte sie sich und wandte sich wie eine mächtige Fluth und fing an aus dem Thore Felice hinauszuströmen, dem Laufe des Dampfers die Marienpromenade entlang folgend. Die Soldaten auf dem Deck standen regungslos, die Hand an die Mütze gelegt, so grüßten sie die Menge. Das Volk aber lief lärmend längs des Strandes, weinte, raste, klatschte den Soldaten Beifall und rief: „Viva Garibaldi! Viva la Libertà!“ Eine Frau fiel mit ihrem kleinen Kinde auf dem Arm auf dem Kai nieder und betete laut für die Befreier.

Saxon und der Graf standen neben einander, sahen dem schwindenden Dampfer nach und lauschten den Freudenrufen, welche immer schwächer und ferner klangen.

„Barmherzige Allmacht!“ sagte Castletowers, „was ist es für ein schreckliches Ding um die menschliche Aufregung, wenn man sie in solchem Maßstabe

sieht wie hier! Ich hätte wohl sehen mögen, wie diese Leute das Kastell demolirten."

Saxon athmete tief auf, bevor er etwas erwiderte, aber als er sprach, lauteten seine Worte nicht wie eine Entgegnung auf die Bemerkung des Grafen.

„Ich will Ihnen sagen, Castletowers," meinte er; „ich habe ein Gefühl, als dürften wir hier nicht eine Stunde länger bleiben. Um Gotteswillen, lassen Sie uns ein Paar rothe Blousen kaufen und den Andern nachsegeln, so schnell als die kleine „Albula" uns nur durch das Wasser tragen will!"

Siebenzehntes Kapitel.

Herr Forsyth.

Herr Trefalden war ohne Widerrede ein ächter Gentleman. Sein Benehmen war zuvorkommend; sein Aeußeres war einnehmend und es lag eine gewisse ruhige Fassung in Allem, was er sagte und that, welches seine Gesellschaft sehr angenehm machte. Er sprach gut über das, was er gesehen und gelesen, und verstand es, seine Kenntnisse von Menschen und Sitten, von Literatur und Kunst auf's Beste anzubringen. Trotzdem besaß er durchaus kein brillantes Talent zum Erzählen. Er sprach nie ein Epigramm, erlaubte sich auch keine Sarkasmen, ließ sich auch nicht herab, Wortspiele zu machen, wie manche andere Leute, deren Fähigkeiten den seinen weit untergeordnet waren; aber es floß dessenungeachtet eine Ader unterdrückten Scherzes durch seine Unterhaltung, welche, wenn sie auch nicht geistreich war, doch sehr geistreich schien.

Die meisten Leute mochten ihn leiden, und es war ein bemerkenswerther Umstand, daß in dem

weiten Kreise seiner Geschäftsfreunde die gebildetsten Leute diejenigen waren, welche die beste Meinung von ihm hatten. Lord Castletowers hatte einen sehr hohen Begriff von ihm. Vikomte Esher, dessen Angelegenheiten er seit zehn Jahren verwaltet hatte, sprach gewöhnlich von ihm in Ausdrücken, welche im Munde dieses steifen Herrn der alten Schule ganz besonders schmeichelhaft klangen. Der Herzog von Doncaster, der Graf von Ipswich und mehrere andere Adelige von gleichem Range betrachteten ihn als ein Muster von einem Sachwalter. Selbst Lady Castletowers Beifall hatte er in einem solchen Grade gewonnen, daß sie beinahe herzlich gegen ihn war und es sich angelegen sein ließ, ihn sehr zuvorkommend zu empfangen, so oft er nach Surrey kam.

Von Geschäftsleuten — von solchen z. B. wie Laurence Greatorex — wurde er mit etwas ungünstigeren Augen angesehen. Sie verstanden nicht seine Manieren zu würdigen. Weit entfernt nicht nur dieselben zu würdigen, war es gerade sein Benehmen, was ihnen mißfiel und dem sie mißtrauten. Sie konnten seine Gedanken niemals errathen, er ließ sich nie in die Karten sehen, und sie vermochten nicht die geringste Einsicht in seine Absichten und seinen Charakter zu erlangen. Sie gaben zu, er sei ein gescheidter Mann, suchten diesem Zugeständniß aber die Spitze abzubrechen, indem sie hinzufügten, „eigentlich viel zu gescheidt.“ Kurzum, Wilhelm Trefaldens Popularität war vorzüglich westlich vom Tempel sehr groß.

Mit solchen Manieren begabt, welche an und für sich ihm den Eintritt in jede Gesellschaft sicherten, war es ein Wunder, daß der Advokat einen guten Eindruck auf die Damen an der Brudenell Terrasse machte? Es paßte ihm, sich einen fremden Namen beizulegen, und er nannte sich daher Forsyth; sie kannten ihn daher nur als Herr Forsyth und das war Alles, was sie von ihm wußten. Entschlossen ihr Vertrauen zu gewinnen, sparte er keine Mühe und scheute vor keinem Mittel zurück, durch welches er seinen Zweck erreichen konnte. Er trieb einen gewissenlosen Handel mit ihrer Liebe zu dem Gatten und Vater, welchen sie verloren; er verfolgte geschickt die erste Spur und gewann ihre Achtung schneller durch die Behauptung, Edgar Rivière in seiner Jugend gekannt zu haben, als dadurch, daß er Saxons Geld für die werthlosen Gemälde, welche nur dazu gedient hatten, ihm die Thüre ihres Hauses zu öffnen, hinschleuderte.

Und diese bewunderungswürdige Idee war gänzlich unvorbereitet von ihm ergriffen worden. Sie überkam ihn wie eine plötzliche Eingebung, als solche hatte er sie willkommen geheißen, danach gehandelt und sie mit dem Takte eines Meisters weiter entwickelt. Er nahm sich in Acht, seine Rolle nicht zu übertreiben, und sprach von ihm als von einem Maler, den er gern näher kennen gelernt hätte, wenn er in England geblieben wäre; er erzählte, wie seine Erscheinung ihn interessirt, und sein jugendliches Talent seine Bewunderung erweckt habe. Er zeigte

eine eifrige aber achtungsvolle Begierde alle Einzelheiten seiner späteren Laufbahn zu erfahren. Er kaufte den ganzen Vorrath trostloser Nymphen und Dryaden mit verschwenderischer Freigebigkeit an, und nahm fast bei jedem Besuch ein oder zwei davon mit. Nichts war ihm zu groß und zu klein oder zu skizzenhaft.

Eine Bekanntschaft, welche auf die Weise kultivirt wurde, war nicht schwer fortzusetzen. Der reiche und höfliche Protektor wurde bald der theilnehmende Rathgeber und Freund. Häufige Besuche, längere Unterredungen, zarte Aufmerksamkeiten brachten die unausbleibliche Wirkung hervor, und ehe viele Wochen vergangen waren, glaubten die Wittwe und die Waise an Wilhelm Trefalden wie an ein Orakel. Ihre Dankbarkeit war ebenso grenzenlos wie ihr Glaube. Dem englischen Leben fremd, unbekannt mit der Welt, arm und sorgenvoll bedurften sie eines Freundes gar sehr, und als sie einen gefunden, befolgten sie seine Ansichten und seinen Rath unbedingt. So kam es, daß der Advokat bald auf jenem Fuße mit ihnen stand, welcher seinen Absichten am günstigsten war. Er wurde nicht nur der Vertraute aller ihrer Pläne, sondern auch die geschickte Triebfeder aller ihrer Handlungen. Ebenso kam es, daß Madame und Fräulein Rivière noch in England waren und sich zeitweilig ein paar sehr hübsche Zimmer in der Nähe von Sydenham gemiethet hatten, während Saxon glaubte, daß sie sich schon am Strande des mittelländischen Meeres aufhielten.

Ihr ergebener Freund kam oft, um ihnen einen Besuch zu machen, und es traf sich, daß er sie an demselben Abend, an dem, wie er glaubte, Saxon nach Sicilien unter Segel ging, besuchte.

Er fuhr in einer sehr behaglichen Gemüthsverfassung nach Sydenham hinaus. Da er nichts von der plötzlichen Veränderung ihrer Pläne wußte, so glaubte er seinen Vetter und den Grafen auf der Reise nach Norwegen begriffen, und dieser Glaube erfüllte ihn mit großer Befriedigung. Es traf ganz außerordentlich mit seinen eigenen Plänen zusammen, und seine Pläne waren jetzt so sorgfältig gereift und eingeleitet, daß es unmöglich schien, sie könnten nach irgend einer Richtung hin des Erfolges mangeln. Vielleicht wäre er indessen in nicht ganz so selbstzufriedener Stimmung bei Madame Rivière angekommen, wenn er gewußt hätte, wie die kleine „Albula" zur selben Zeit vor dem Winde in der Richtung der Kanalinseln dahinglitt, statt mühsam in dem engen Passe von Dover herum zu laviren.

Es war ein wonniges Gefühl, so bewillkommt zu werden, wie er bewillkommt wurde. Es war ein wonniges Gefühl, zu sehen, wie Buch und Stickerei bei Seite gelegt wurde, als er hineinkam — wie er mit frohen und zutraulichen Blicken empfangen wurde — wie man ihm zuhörte, als wenn seine Worte lauter Weisheit wären — am offenen Fenster zu sitzen, den Duft der Blumen einzuathmen, Helenens sanfter Stimme zu lauschen und sich in köstlichen Träumen von künftigen Tagen zu wiegen.

Denn Wilhelm Trefalden war mehr als je in Helene verliebt — mehr als je entschlossen die Zukunft so zu gestalten, wie er sich vorgenommen.

„Wir haben erwartet Sie heute Abend zu sehen, Herr Forsyth," sagte Madame Rivière, nachdem die ersten Begrüßungen vorüber. „Wir sprachen davon ein paar Minuten, bevor Sie die Pforte erreichten."

„Ein Londoner freut sich dem Dunste der Stadt an einem so köstlichen Abend wie heute zu entfliehen," erwiderte Herr Trefalden, „selbst, wenn er sich dadurch der Gefahr aussetzt, seinen Freunden in der Vorstadt lästig zu fallen."

„Kann der einzige Freund, den wir in England besitzen, zu oft kommen?"

„So sehr ich auch wünsche, daß es nicht so sein möge, fürchte ich doch, es ist nicht unmöglich."

„Mama ist heute in einem Rollstuhl ausgefahren, Herr Forsyth," sagte Helene. „Finden Sie nicht, daß sie wohler aussieht?"

„Ja, gewiß," antwortete der Advokat.

„Ich fühle mich auch wohler," sagte die Kranke. „Ich fühle, wie meine Kräfte alle Tage zunehmen."

„Das ist schön."

„Und Dr. Fischer sagt, es bessert sich mit mir."

„Meine liebe Madame Rivière, ich lege viel mehr Werth auf Ihr Zeugniß in diesem Punkte, als auf die Ansicht irgend eines Arztes, er sei so geschickt, wie er will," bemerkte Trefalden.

„Ich habe sehr viel Zutrauen zu Dr. Fischer," sagte Madame Rivière.

„Und ich habe großes Zutrauen zu der reinen Luft hier in Sydenham. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich mich freue, daß Sie sich dazu bequemt von Camberwell fortzuziehen.“

Madame Rivière seufzte und fragte:

„Glauben Sie nicht, daß ich bald nach Italien zurückkehren könnte?“

„Gerade um hierüber zu sprechen, bin ich heute Abend herausgekommen,“ entgegnete der Advokat.

Das bleiche Antlitz der Kranken erhellte sich bei dieser Antwort.

„Ich sehne mich so danach, von hier fortzukommen,“ sagte sie eifrig. „Ich habe ein Gefühl, als würde ich in Italien wieder aufleben.“

„Die Frage ist nur, meine liebe Madame Rivière, ob Sie stark genug sind, die Anstrengungen einer solchen Reise zu ertragen.“

„Ich bin überzeugt, Mama ist noch lange nicht stark genug,“ sagte Fräulein Rivière schnell.

„Ich könnte langsam reisen.“

„Langsam zu reisen ist nicht genug,“ sagte Herr Trefalden. „Sie müßten auf der Reise von keinerlei Besorgnissen gequält werden — meiner Ansicht nach müßte Jemand Sie begleiten, der alles Rauhe und Unangenehme während der Reise für Sie ebnete und glättete.“

„Ich möchte nicht gern die Ausgabe machen einen Kourier mitzunehmen,“ meinte Madame Rivière.

„Natürlich nicht, denn ein Kourier ist nicht nur

eine kostbare, sondern auch eine sehr anomale und unangenehme Last. Er ist zugleich Ihr Diener und Ihr Herr. Sollte es aber nicht möglich sein, daß Sie sich einer Gesellschaft anschlössen, welche desselben Weges reiste?"

„Sie vergessen, daß wir Niemand in diesem Lande kennen."

„Ja, aber so etwas wird oft zwischen Leuten, die sich ganz fremd sind, arrangirt."

„Ueberdem, wer würde Lust haben sich zwei hülflose Frauen aufzubürden? Kein Fremder würde eine solche Verantwortlichkeit übernehmen."

Herr Trefalden schwieg einen Augenblick, bevor er antwortete.

„Angenommen, es würde Ihnen ein ebenso zusagendes Klima vorgeschlagen, würden Sie sich dennoch durchaus nach Italien hingezogen fühlen?" fragte er.

„Ich liebe Italien mehr als irgend ein anderes Land der Welt."

„Aber mich dünkt, ich habe Sie sagen hören, daß die Südküste Ihnen unbekannt sei?"

„Ja, das ist wahr. Wir haben immer in Florenz gewohnt."

„Weder Mentone noch Nizza würden daher den Reiz alter Erinnerungen für Sie haben?"

„Aber die Sprache und das Klima sind mir doch vertraut."

„Aber von diesen beiden ist nur das Klima Ihnen ein Bedürfniß, und ich möchte wohl behaup-

ten, daß Sie in dieser Hinsicht noch eine günstigere Wahl treffen könnten, als die beiden genannten Orte. Ist es Ihnen nie eingefallen, daß die Luft von Egypten oder Madeira eines Versuchs werth wäre, wenn auch nur für einen Winter?"

„Beides ist Mama schon empfohlen worden," sagte Fräulein Rivière.

„Aber ich ziehe Italien vor," sagte die Kranke; „die glücklichsten Jahre meines Lebens habe ich unter einem italienischen Himmel zugebracht."

„Um Vergebung; aber dürfen Sie sich in einem Falle wie dieser ist durch eine solche Vorliebe beeinflussen lassen?" fragte Trefalden ehrfurchtsvoll.

„Ich kann Ihnen auch noch einen besseren Grund dafür anführen — Armuth. In Italien kann man sehr, sehr billig leben, wenn man Land und Leute so gut kennt wie wir; aber in Madeira oder Egypten zu leben, würden unsere Mittel uns nicht erlauben."

„Die Reise nach Madeira ist leicht und auch nicht sehr kostspielig," sagte Herr Trefalden.

Madame Rivière schüttelte mit dem Kopfe und erwiderte:

„Ich möchte doch nicht wagen, sie zu unternehmen."

„Auch nicht in guter Begleitung?"

„Angenommen, daß das die einzige Schwierigkeit wäre, wo sollte ich denn welche finden?"

„In mir."

Mutter und Tochter blickten überrascht empor.

„Zu Ihnen, Herr Forsyth?“ riefen beide zugleich.

Herr Trefalden lächelte.

„Sie brauchen nicht so sehr darüber zu erstaunen,“ sagte er; „es ist meine Absicht, den Winter künftighin immer im Auslande zu verbringen, und Vieles, was ich kürzlich über Madeira gehört und gelesen, lockt mich dahin. Ich bin jedoch ein freier Mann und und wenn Sie, Madame Rivière, es vorziehen sollten, sich nach Egypten zu wagen, so würde ich Funchal gern mit dem Nil vertauschen.“

„Sie sind zu gütig.“

„Und wenn Sie nicht finden wollen, daß ich mir eine zu große Freiheit nehme, so würde ich sagen, Sie müssen bei Ihren Berechnungen die Kostenfrage ganz außer Acht lassen.“

„Aber . . . .“

„Einen Augenblick, Madame,“ unterbrach der Advokat sie. „Bitte, glauben Sie nicht, daß ich so anmaßend bin Ihnen pekuniaire Hülfe anzubieten. Nichts davon. Ich will Ihnen nur anbieten, Ihnen jede beliebige Summe auf Herrn Rivières Nachlaß von Gemälden und Skizzen vorzuschießen; oder, wenn Sie vorziehen, will ich sie Ihnen sogleich alle abkaufen.“

„Damit ich die Mittel habe nach Madeira zu gehen?“ fragte Madame Rivière, schmerzlich erröthend. „Nein, mein gütiger Freund, ich fange jetzt an Sie zu verstehen. Es kann nicht angehen.“

„Ich fürchte, Sie fangen an mich mißzuverste-

hen," entgegnete Trefalden sehr ernst. „Wenn Sie auch wirklich Recht hätten — wenn ich auch nur suchte die Wittwe eines Mannes zu unterstützen, dessen Andenken und Genius ich immer verehrte, so finde ich doch, daß dieser Beweggrund Sie nicht verletzen dürfte; aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß dies nicht mein hauptsächlichster Beweggrund ist."

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie wirklich wünschen . . ."

„Jedes Bild zu besitzen, von dem Sie sich trennen wollen."

„Aber Sie würden auf diese Weise fünf und zwanzig bis dreißig Bilder von demselben Pinsel haben — und einige davon sind noch dazu sehr groß."

„Um so besser."

„Es scheint aber unbegreiflich . . . ."

„Daß ich wünschen sollte, eine Rivièresammlung anzulegen? Ich setze aber dessenungeachtet eine Art Ehrgeiz darin."

„Sie müssen eine geräumige Gallerie haben?"

Herr Trefalden schüttelte den Kopf und sagte: „Für jetzt habe ich noch gar keine Gallerie. Eines Tages, wenn ein langgenährter Traum zur Wirklichkeit wird, werde ich mich vielleicht im Auslande niederlassen und mir ein Haus und eine Gallerie an irgend einem schönen Orte bauen; aber das ist nur so ein Plan, und Pläne haben ein sehr ungewisses Schicksal."

Er sah Fräulein Rivière an, während er dies sagte, und schien einen Seufzer zu unterdrücken. Sie sah in dem Augenblick fort; aber ihre Mutter sah den Blick, und dies war eben seine Absicht.

„Mittlerweile," fügte er nach einer Pause hinzu, „weiß ich noch nicht, ob ich so egoistisch sein darf, diese Bilder für mich zu behalten. Die Welt hat Edgar Rivière bis jetzt nicht anerkannt; es wäre nur ein Akt der Gerechtigkeit von meiner Seite, wenn ich etwas thäte, was seinen Werken sogleich ihren Platz in der englischen Kunstgeschichte sicherte."

„Was wollen Sie thun? Was meinen Sie?" stotterte Madame Rivière.

„Ich weiß es noch kaum selbst. Ich dachte einmal, daß es vielleicht anginge, sie in einem guten Saal auszustellen; aber der Plan hat seine Uebelstände. Ich glaube, das Beste wäre, sie der Nation zu schenken."

Mutter und Tochter sahen einander in sprachloser Bewegung an. Ihre Augen standen voll Thränen und ihre Herzen waren voll Dankbarkeit und Bewunderung.

„Aber auf jeden Fall bedürfen die Bilder einer Reinigung und des Einrahmens," fuhr Herr Trefalden fort. „Vor nächstes Jahr ließe sich nichts damit anfangen, und wenn ich etwas damit unternehmen soll, müssen sie zuvor mein sein."

„Sie gehören Ihnen von diesem Augenblick an, großmüthiger Freund und Wohlthäter," schluchzte die Wittwe. „O, daß er diesen Tag hätte erleben können!"

Aber Wilhelm Trefalden wollte den Damen nicht gestatten, ihm ihren Dank auszudrücken. Er war stolz darauf, von ihnen als ein Freund betrachtet zu werden, und er empfand einen noch größeren Stolz bei dem Gedanken, das bescheidene Werkzeug zu sein, durch welches ein großer Name der unverdienten Dunkelheit entrissen wurde; aber er protestirte dagegen, ihr Wohlthäter zu heißen. Er sprach dann mit vieler Delikatesse über den Preis, kündigte ihnen an, daß er sofort eine bestimmte Summe an eine gewisse Bank für Madame Rivière abschreiben würde; kam noch einmal auf Madeira zurück und nachdem er, wie natürlich, seinen Willen durchgesetzt, stand er auf und nahm Abschied.

„Dann werde ich also die Ehre haben, meine liebe Madame Rivière, Sie im Laufe von ungefähr drei Wochen nach Funchal zu begleiten?“ sagte er beim Fortgehen.

„Wenn Herr Forsyth sich mit dieser Bürde beschweren will.“

„Ich schätze mich glücklich, die Erlaubniß erhalten zu haben, Sie begleiten zu dürfen,“ entgegnete der Advokat, „und wenn ich die Zeit zu früh bestimmt habe . . .“

„Nein, der nächste Tag wäre mir kaum zu früh,“ sagte Madame Rivière; „mein Herz sehnt sich nach dem sonnigen Süden.“

Der Advokat beantwortete diese Bemerkung mit der Versicherung, daß er seine eigenen Einrichtungen so schleunig wie möglich treffen wolle, und empfahl sich.

„Herr Forsyth hat, was unsere Tante, die alte Lady Glastonbury, den „Hofanstand“ zu nennen pflegte,“ sagte Madame Rivière, als Herr Trefalden den Hut noch einmal an der Pforte abnahm. „Und er ist ein schöner Mann.“

„Schön finde ich ihn nicht,“ erwiderte die Tochter; „aber er ist der freigebigste Mensch, den man sich denken kann.“

„Freigebig bis zur Verschwendung. Er muß reich, und wie ich überzeugt bin, auch ein sehr guter Mann sein. Laß mich sehen, es gab einen Forsyth, glaube ich, welcher eine Tochter von Lord Ingleborough heirathete in demselben Jahre, wo Alethea Lady Castletowers wurde. Ich möchte ihn wohl fragen, ob er zu der Familie gehört.“

„Nein, liebe Mutter, warum willst Du eine solche Frage stellen? Unser Herr Forsyth stammt vielleicht aus einer unbekannten Familie und dann ...“

„Du hast Recht, Helene; er kann des Adels entbehren. Weißt Du, mein Kind, daß ich in der letzten Zeit zuweilen gedacht habe —“

„Was hast Du gedacht, liebste Mutter?“

„Daß er — daß Herr Forsyth meine kleine Helene sehr bewundert.“

Das junge Mädchen fuhr zurück und das Lächeln verschwand von ihren Lippen.

„O, Mama,“ sagte sie, „das hoffe ich nicht.“

„Warum nicht, mein Kind? Herr Forsyth ist reich, gut und ein Gentleman. Seine Frau würde gewiß sehr glücklich werden.“

„Aber ich liebe ihn nicht.“

„Natürlich liebst Du ihn nicht. Wir wissen ja noch nicht einmal, ob er Dich liebt; aber die Zeit kann kommen . . . .“

„Der Himmel verhüte es!“ sagte Fräulein Rivière leise.

„Und ich sage, der Himmel gebe es!“ entgegnete ihre Mutter ernst. „Ich würde morgen mit Dank sterben, wenn ich nur wüßte, daß ich mein Kind nicht allein auf der weiten Welt zurückließe, wenn ich dahin ginge.“

Das junge Mädchen umschlang den Hals ihrer Mutter leidenschaftlich mit ihren Armen und brach in Thränen aus.

„Still, still!“ rief sie, „sprich nicht von Sterben, meine Liebste. Du mußt für mich leben. O, wie freue ich mich — wie freue ich mich, daß wir nach Madeira gehen!“

Die Kranke schüttelte mit dem Kopfe und lehnte sich erschöpft in ihren Stuhl zurück.

„O,“ seufzte sie noch einmal, „ich wäre doch lieber nach Italien gegangen!“

Achtzehntes Kapitel.

Auf See.

Olimpia hatte die Wahrheit gesagt, als sie behauptete, daß Lord Castletowers der einzige Freiwillige sei, den ihr Vater sich weigern würde, unter irgend welchen Bedingungen anzunehmen. Als er den jungen Leuten jetzt vor der Thür des Trinacria-Hotels begegnete und von ihnen erfuhr, daß sie im Begriff wären, den Truppen nach Melazzo zu folgen, suchte er alle möglichen Argumente hervor, um sie von ihrem Vorhaben abzubringen.

„Denken Sie an Lady Castletowers," sagte er. „Bedenken Sie, wie sehr sie gegen unsere Sache ist."

„Es ist eine Sache, der ich seit sieben Jahren versprochen, mich zu weihen," erwiderte der Graf.

„Aber Sie haben nie versprocheu, ihr im Felde zu dienen."

„Weil ich nie die Absicht hatte (aus Rücksicht für die Vorurtheile meiner Mutter), mich in eine Lage zu bringen, welche mir keine andere Alternative übrig ließe. Ich hatte vor drei Wochen nicht

die entfernteste Idee davon, daß ich hierher kommen würde. Wenn Montecuculi oder Vaughan oder Sie selbst mich aufgefordert hätten, die Waffen für Sicilien zu ergreifen, so würde ich mich dessen geweigert haben. Aber die Umstände haben mich hierher geführt, und da mein Fuß nun einmal den Boden berührt hat, will ich auch meine Pflicht thun."

„Es ist eine verkehrte Ansicht von Ihrer Pflicht," sagte Colonna. „Sie sind in einer ganz besonderen Lage und haben kein Recht, so zu handeln."

„Sie müssen das Schicksal tadeln — nicht mich", erwiderte der Graf.

„Und Sie, Herr Trefalden, haben Sie sich gefragt, ob Ihr Adoptivvater diese Expedition gutheißen würde?"

„Mein Adoptivvater ist ein Mann des Friedens," entgegnete Saxon, „und er liebt mich mehr als Alles auf der Welt, aber er würde mich lieber in den Tod schicken, als mich dazu veranlassen, mich wie ein Feigling zu benehmen."

„Gott verhüte, daß ich irgend Jemand veranlasse, dies zu thun," sagte Colonna ernst. „Wenn die Kanonen der Feinde hier unter unsern Fenstern aufgefahren wären, würde ich Ihnen nicht rathen, umzukehren; aber was ich Ihnen rathe ist, nicht funfzig Meilen weiter zu gehen, um sie aufzusuchen."

„Es ist eine ebenso große Schande, funfzig Meilen als funfzig Ellen davon wieder umzukehren," sagte Saxon, dem in diesem Augenblicke Fräulein

Hathertons Andeutung von der Henne und den goldenen Eiern einfiel.

„Aber Sie wollten ja nach Norwegen," blieb Signor Colonna bei. „Sie nahmen nur diesen Weg, um mich hier abzusetzen, und warum wollen Sie jetzt nicht Ihren früheren Plan ausführen?"

„Soll ich Ihnen sagen, warum nicht, caro amico?" fragte der Graf heiter. „Weil wir jung sind — weil wir Abenteuer und Gefahr lieben — und vor Allem, weil wir Pulver riechen! — Still, es nützt nichts, darüber zu disputiren. Wir sind ein Paar eigensinnige Burschen, und unser Entschluß steht fest."

Und Colonna, welcher dies einsah, sagte klüglich nichts mehr.

General Sirtori war zum Stellvertreter des Diktators während Garibaldi's Abwesenheit ernannt worden und Colonna, obgleich er ein Amt im Ministerium ausschlug, wollte in Palermo bleiben, um das revolutionäre Kabinet zu leiten und bildete das Haupt seiner Parthei, wie er dies seit fünfundzwanzig Jahren gethan hatte. Die jungen Leute sagten ihm daher Lebewohl und lichteten des Abends um eilf Uhr die Anker, nachdem sie einen Lootsen an Bord genommen, welcher die Küste kannte.

Es war eine herrliche Nacht, warm und wolkenlos und von einem Monde beleuchtet, der so golden und prächtig schien wie der, bei dessen Schein einst das griechische Heer bei seinen Wachtfeuern saß. Ein leichter, aber anhaltender Wind füllte die

Segel der Albula und bekränzte jedes Wellchen mit silbernem Schaum. Zur Linken lag die offene See — zur Rechten die bergige Küste, dunkel und unermeßlich, hier und dort glänzten eine Menge Lichter und deuteten eine Stadt am Meeresufer an. Allmälig, als sie Palermo immer weiter hinter sich zurückließen, erhob sich eine ungeheure, geheimnißvolle, majestätische Masse über den Gipfeln, welche dem Gestade zunächst lagen; alle kleineren Höhen verschwanden so zu sagen daneben, und ihr schneebedecktes Haupt blickte zum dunkelblauen Himmel empor. Dies war der Aetna.

Die jungen Leute brachten die Nacht auf dem Verdeck zu. Ohne Müdigkeit zu empfinden, schritten sie im Mondenscheine auf und ab und sprachen von den Dingen, welche sie heute gesehen, und von den bewegten Zeiten, denen sie entgegengingen. Dann, als die tiefe Stille und Schönheit der Nacht zu engerem Vertrauen anregte, gingen sie zu ernsteren Gedanken über, und demgemäß nahm auch ihr Gespräch eine ernstere Wendung und sie sprachen von Liebe und Tod und der Hoffnung, welche dem Grabe den Sieg entreißt.

„Und doch,“ sagte Saxon, eine Bemerkung seines Freundes beantwortend, „das Leben ist des Lebens werth. Nur die Sonne anzusehen und ihre Wärme zu fühlen — die Morgenluft einzuathmen — die Sterne des Nachts zu sehen — dem Fallen der Lawinen und dem Seufzen des Windes in den Tannenwäldern zu lauschen, sind Genüsse und Vor-

züge, die man nicht hoch genug schätzen kann. Wenn ich einen Menschen sagen höre, daß es ihm einerlei ist, wie bald er aus dem Sonnenschein fort in's Grab muß, so betrachte ich ihn mir genau, um zu sehen, ob er Augen, zu sehen, und Ohren, zu hören, hat, wie ich."

„Und angenommen, daß er weder blind noch taub ist und doch dabei bleibt — was dann?"

„Dann nehme ich an, daß er sich selbst täuscht oder mich — vielleicht auch uns Beide?"

„Warum legen Sie es nicht liebevoller aus und sagen, daß er verrückt ist?" lachte der Graf. „Ach, Saxon, mein Lieber, Sie sprechen wie Einer, der keinen Kummer kennt. Die Liebe zur Natur deutet von gutem Geschmack — besonders wenn man Jugend, Freunde und Hoffnung hat, welche Einem helfen, denselben zu kultiviren, aber wenn die Jugend hin ist und die Freunde der Jugend mit ihr, so fürchte ich, daß die Liebe zur Natur allein nicht hinreichend ist, um den Rest des Lebens besonders werthvoll zu machen. Es ist ein schönes Ding um den Sonnenschein, und der Wind macht eine großartige Musik in den Tannen; aber Sie können sich darauf verlassen, daß eine Zeit kommen wird, wenn das längst erloschene Licht eines Augenpaares und der Ton einer Stimme, welche Sie nie mehr hören werden, Ihnen mehr als beides gilt."

„Das habe ich noch nie bezweifelt," erwiderte Saxon. „Ich behaupte nur, daß das Leben an und für sich eine solch' herrliche Gabe ist und die Vorzüge

desselben so zahlreich, daß es einem vernünftigen Wesen nie ganz werthlos erscheinen sollte.“

„Das kommt darauf an, was dem vernünftigen Wesen noch übrig geblieben ist, um dafür zu leben,“ sagte der Graf.

„Er soll leben um des Lebens willen — leben für den Gedanken, für die Wissenschaft, für die Herrlichkeit der sinnlichen Welt, zum Besten seiner Mitmenschen.“

„Wer für seine Mitmenschen oder für die Wissenschaft leben will, muß früh damit anfangen,“ erwiderte der Graf. „Sie können nicht nur im schlimmsten Falle zur Philantropie und zur Wissenschaft greifen. Und was die Herrlichkeit der materiellen Welt betrifft, mein Freund, so ist sie eine prächtige mise en scène; aber was ist die mise en scène ohne das Drama?“

„Mit dem Drama meinen Sie, vermuthe ich, die menschlichen Interessen?“

„Richtig. Ich meine, daß ohne Liebe und Anstrengung und Hoffnung und vielleicht auch ein Quantum Haß, alle Lawinen und Tannenwälder auf der Welt einem Menschen, der menschlich fühlt, die Last des Lebens nicht erträglich machen könnten. Ihr erster Kummer — oder Ihre erste Krankheit wird Sie dies lehren. Was mich selbst betrifft, so muß ich aufrichtig gestehen, daß ich das Leben weniger genieße und darum auch weniger schätze, als ich that, da ich glaubte, daß — daß ich mehr von der Zukunft zu erwarten hätte.“

„Das thut mir leid," sagte Saxon. „Ich meines Theils möchte nicht gern glauben, daß irgend eine neapolitanische Kugel morgen einen Quartierzettel hätte, der für mein Herz bestimmt wäre."

„Und doch wagen Sie Ihr Leben?"

„Das ist ja gerade das Aufregende dabei. Fechten ist wie Spielen. Kein Mann spielt in der Hoffnung zu verlieren, und kein Mann fechtet in der Hoffnung getödtet zu werden; und wo bliebe das Vergnügen beim Spielen und Fechten, wenn man keinen Werth auf den Einsatz legte?"

Der Graf lächelte und gab keine Antwort. Bald darauf begann Saxon wieder:

„Aber hören Sie, Castletowers, man könnte getödtet werden, wissen Sie; nicht wahr?"

„Wenn die Festung Melazzo ein halb so starker Platz ist, wie ich gehört habe, so glaube ich, werden eine Menge Menschen getödtet werden," lautete die Entgegnung.

„Dann — dann ist meine Meinung . . . ."

„Daß der Einsatz zu kostbar ist, um ihn daran zu wagen?"

„Beim Jupiter, nein! Aber ich hätte mein Testament machen müssen."

„Haben Sie noch gar keins gemacht?"

„Nein; und Sie sehen wohl ein, ich habe so viel Geld, daß ich es nützlich vermachen müßte, im Fall mir Etwas zustieße. Finden Sie das nicht auch?"

„Unzweifelhaft."

„Können Sie mir helfen es aufzusetzen?“

„Ich, mein lieber Junge? Nicht um die Welt. Ich würde nur den Samen zu einem schönen Processe vor dem Kanzleigerichtshofe säen, wenn ich es thäte. Warten Sie, bis wir Melazzo erreichen — es befinden sich viele Advokaten in Garibaldis Armee.“

„Ich werde Ihnen Etwas vermachen, Castletowers,“ sagte Saxon.

„O König, lebe noch lange! Ich will weder Dein Geld, noch Dein Leben!“

Saxon sah seinen Freund an, und in Gedanken fielen ihm wieder die Worte ein, welche er im Komtoir seines Vetters an dem Tage, wo er zuerst die Bekanntschaft Signor Nazzaris im Augustinerkloster gemacht, gehört hatte.

„Können Sie mir eine Idee davon geben, was eine Hypothek ist?“ fragte er gleich darauf.

„Niemand besser als ich,“ entgegnete der Graf bitter. „Eine Hypothek ist das Gift, welches ein Sterbender seinem Nachfolger in den Becher gießt. Eine Hypothek ist ein Halseisen, welches einen freien Mann zum Sklaven macht, so lange er es mit sich herumschleppt, und welches ihn zum Bettler gemacht, wenn er sich das Recht erworben, es abzulegen.“

„Sie sprechen in starken Ausdrücken.“

„Ich spreche aus herber Erfahrung. Eine Hypothek hat mich arm für's Leben gemacht und Sie wissen, was meine Armuth mir gekostet hat.“

„Aber wenn man Anstalten machte, diese Hypothek abzuzahlen . . . .“

„Sie ist abgezahlt,“ unterbrach Lord Castletowers ihn, „bei Heller und Pfennig.“

„Würden Sie sich etwas daraus machen, mir zu sagen, wie groß sie war?“ fragte Saxon zögernd.

„Durchaus nicht. Es war eine sehr große Summe für mich, obgleich sie Ihnen vielleicht nicht bedeutend klingen mag. Fünf und zwanzig tausend Pfund.“

Saxon unterdrückte nur mit Mühe einen lauten Ausruf.

„Darf ich noch eine Frage thun?“ sagte er dann. „Schuldeten Sie diese Summe einem Manne, welcher Behrens heißt.“

„Woher wissen Sie das?“

„Kümmern Sie sich darum nicht — sagen Sie es mir, ich bitte.“

„Ja; Olivier Behrens — einem Londoner — demselben, welcher die abgelegene Ecke unseres lieben alten Parkes kaufte, und zu meinem Verdrusse die Unverschämtheit hatte, eine moderne Villa darauf bauen zu lassen.“

„Und Sie haben ihn wirklich abbezahlt?“

„Natürlich habe ich ihn abbezahlt.“

„Wie lange ist das her?“

„Wenigstens zwei Jahre. Vielleicht länger.“

Saxon schwieg. Ein Zweifel — ein schwarzer, schrecklicher Zweifel, den er nie ganz zu bannen vermocht hatte — stieg wieder in ihm auf und

nahm zum ersten Mal eine feste und deutliche Gestalt an.

„Und nun, nachdem ich alle Ihre Fragen der Reihe nach beantwortet habe, erwarte ich, daß Sie die meinigen beantworten werden,“ sagte Lord Castletowers.

„Bitte, stellen Sie mir keine,“ sagte Saxon schnell.

„Aber ich muß Sie fragen. Ich muß wissen, wo Sie von Olivier Behrens gehört, und wie Sie erfahren haben, daß er meines Vaters Hypothekargläubiger war. Hat Ihr Vetter Ihnen das erzählt?“

Saxon schüttelte den Kopf.

„Und dies ist nicht das erste Mal, daß Sie in mich gedrungen sind, ob ich Schulden habe,“ sagte der Graf. „Ich erinnere mich, daß es schon einmal früher der Fall war — an dem Tage, wissen Sie, bei uns zu Hause, als Montecuculi ankam — schienen Sie zu denken, daß ich einen Kummer habe. Es ist nicht möglich, daß Sie diesen Eindruck von Herrn Trefalden empfangen haben?“

„Nein — wirklich nicht, nein.“

„Weil er meine Angelegenheiten besser kennt, als ich selbst thue.“

„Er hat nie mit mir von Ihren Angelegenheiten gesprochen, Castletowers — nie,“ sagte Saxon ernst.

„Wer sonst kann es denn gethan haben? Doch nicht Vaughan? Oder Colonna?“

Aber Saxon bat seinen Freund, nicht weiter mit Fragen in ihn zu dringen, und nach einigem vergeblichen Remonstriren, gab der Graf seinem Verlangen nach.

Während dessen hatte der Tag zu dämmern begonnen. Der Mond war schon lange erblichen und versunken, und der große Berg ragte wie ein Gespenst mit seiner Krone von Rauch zum kalten grauen Himmel empor. Gleich darauf wurde das Licht im Osten heller und umfangreicher, und eine eigenthümliche, wunderbare Beleuchtnug — eine Beleuchtung, welche so zu sagen, aus rosa und Gold zusammengeschmolzen war — hauchte die Schneefelder des Aetna plötzlich mit Purpurgluth an. Einen Augenblick schien der ungeheure Gipfel gleichsam in der Luft zu schweben, glühend und verwandelt, wie das Antlitz des Gesetzgebers, zu dem der Herr gesprochen, wie ein Mensch zu seinem Freunde spricht. Aber plötzlich, beinahe ebenso schnell, wie er gekommen, verschwand der Glorienschein, und nur der reine Sonnenschein blieb zurück. In demselben Augenblicke fingen die Nebel längs der Küste an in langen Dunstlinien an den Seiten des Berges empor zu steigen; und allmälig, als sie langsam vom Winde fortgetrieben waren, wurde in weiter Ferne undeutlich ein felsiges Vorgebirge sichtbar, welches wie eine Insel aussah, in Wirklichkeit aber durch eine sandige Ebene mit dem festen Lande verbunden war.

„Ecco, signore — ecco la rocca di Melazzo!“ sagte der palermische Lotse.

Aber diese Ankündigung, welche Saxons Puls noch vor einer halben Stunde zur Fieberhitze gesteigert haben würde, beschleunigte den Schlag seines Herzens jetzt nicht um ein Haar. Er dachte an Wilhelm Trefalden und bereute das Versprechen, welches er ihm gegeben, kein Wort von der Unterhaltung zwischen ihm und Herrn Behrens zu wiederholen. Im Stillen überwand er den ersten Schrecken über den unbestimmten schrecklichen Verdacht, der jetzt in seinem Herzen Wurzel schlug, um dermaleinst aufzugehen und bittere Frucht zu tragen.

Neunzehntes Kapitel.

Im Hauptquartier.

Das Vorgebirge von Melazzo erstreckt sich ungefähr vier Meilen weit in's Meer hinaus, macht im Westen, am äußersten Ende eine Biegung, so daß eine kleine Bucht gebildet wird und schließt mit einem Leuchtthurm. Da es aus einer Kette von Felsen besteht, welche zum Theil eine Meile und zum Theil eine viertel Meile Durchmesser haben und sich stellenweise zu einer Höhe von sieben hundert Fuß erheben, sieht es beinahe wie ein schlafendes Seeungeheuer aus, welches seinen Körper halb aus dem Wasser emporhebt. Nach dem festen Lande zu enden diese Felsen plötzlich dem kleinen Isthmus gegenüber, auf dem die Stadt erbaut ist. Auf den unteren Terrassen, drohend auf die unten liegenden Straßen hinabschauend, und von den hohen Klippen jenseits beschützt, steht das Kastell, Land und Meer beherrschend. Es ist ein sehr zusammengesetztes Gebäude, bestehend aus einem alten normännischen Thurme und einer Menge äußerer Be-

festigungsmauern. Die Franzosen, die Engländer und die Neapolitaner haben die Wälle von Zeit zu Zeit ausgedehnt, bis ein großer Theil der Altstadt und sogar die Kathedrale in ihre Ringmauern eingeschlossen worden ist. Im Jahre achtzehn hundert und sechszig war das Fort Melazzo mit vierzig Kanonen schweren Kalibers besetzt; so daß ein phantasiereicher Beschauer, wenn er damit begonnen, das Vorgebirge mit einem Seeungeheuer zu vergleichen, seinen Vergleich noch etwas weiter hätte ausführen können, indem er das Kastell mit dem Kopfe desselben und die stachligen Bastionen mit seinen Kiefern verglich.

Auf der Ebene unten, im Westen nach Termini und im Osten nach Messina mit seinem Hafendamm, seiner Promenade und den unentbehrlichen Thoren, ohne welche man sich eine italienische Stadt nicht denken kann, sehend, steht das moderne Melazzo — ein massiver, gut gebauter Ort, an zwei Seiten vom Meere bespült. Eben außerhalb der Stadtthore bis zum Fuße der Gebirge des festen Landes, welche hier bis an den Strand treten, erstreckt sich eine breite Fläche Landes, die etwa sechs Meilen in der Länge und drei in der Tiefe im Durchmesser haben mag. Sie wird von einigen Landstraßen durchschnitten, und vier oder fünf kleine Weiler liegen wie Punkte darin verstreut. Hier und dort sieht man eine abgelegene Pächterwohnung oder eine verfallene Villa mit ihrem flachen Dache über die Weingärten und Olivenwälder hervorlugen, mit denen jeder Fuß breit ergiebigen Landes zwischen den Bergen und

dem Meere bebaut ist. Durch breite Gürtel von Röhrig getrennt und durch Gräben und Wasserbäche unterbrochen, bilden diese Anpflanzungen an und für sich weit ausgedehnte natürliche Verschanzungen.

Dies ist die Topographie Melazzos, wo Garibaldi den schwersten Kampf und die am härtesten bestrittene Schlacht seines berühmten neapolitanischen Feldzuges lieferte.

Nachdem Saxon und Castletowers die kleine Albula in eine schmale Bucht außerhalb des Gesichtskreises der neapolitanischen Kanonen gebracht hatten, schulterten sie das Gewehr und machten sich auf den Weg nach Meri, einem Dorfe, welches einige Meilen vom Ufer lag und am Abhang des Gebirges erbaut, und von der Ebene durch einen breiten Wasserstrom getrennt war, zu dessen beiden Seiten sich eine hohe steinerne Mauer befand. In diesem Dorfe hatte General Medici Stand genommen, während er auf Verstärkung von Palermo wartete, und hier fanden die neuen Ankömmlinge die Hauptstärke der Garibaldischen Armee versammelt.

Die „City of Aberdeen“ war einige Stunden früher als die „Albula“ angekommen und der Ort war mit rothen Blousen überschwemmt. Pferde und Maulesel fraßen Heubündel, welche ihnen inmitten der engen Straßen vorgeworfen waren; Gruppen von Freiwilligen reinigten ihre Büchsen, aßen, tranken, rauchten oder schliefen; Andere waren damit beschäftigt, in aller Eile eine Barrikade am andern

Ende des Dorfes zu errichten; wieder Andere bemühten sich, die oberen Fenster der Häuser, welche in der Richtung von Melazzo lagen, durch Matratzen und Sandsäcke zu schützen. Ein sonderbares Gemisch von Sprachen tönte Einem von allen Seiten in die Ohren. Hier stand ein Haufen Ungarn, dort eine Gruppe Franzosen, etwas weiter hin eine Kompagnie roher polnischer Rekruten, die eine sehr nothwendige Uebung durchmachen mußten. Alles war Leben, Bewegung, Erwartung. Der kleine Weiler erzitterte von den Tritten der Männer und dem Klirren der Waffen und selbst die Luft schien von den Vorbereitungen zum Kriege belebt.

Als die Freunde inmitten dieser bewegten Scene ankamen, machten sie Halt und beriethen, was sie zunächst thun sollten. In demselben Augenblicke kamen ein paar Officiere, die an ihrer Kleidung als Engländer erkennbar waren, mit Provisionen beladen vorbei. Sie trugen einen großen steinernen Krug, überzogen von einem Weidengeflecht mit Henkeln, zwischen sich — es war eine von den schlechtgeformten, modernen Amphoren, welche ungefähr sechs Gallonen halten und die besondere Liebhaberei der italienischen Weinhändler sind, in denen sie die heurige Weinlese von Trani und Scylla aufbewahren — und außer dieser getheilten Bürde war der eine noch mit schwarzem Brote und der andere mit ein paar Hühnern beladen, welche erst vor einigen Minuten eingefangen und geschlachtet worden waren.

„Beim Jupiter!“ rief der Hühnerträger, „Castletowers und Trefalden!“

Es war Major Vaughan.

Sie schüttelten einander herzlich die Hand, und er lud sie ein, ihn in sein Quartier zu begleiten.

„Ich habe ein vortreffliches Logis,“ sagte er, „oben auf jenem Hause dort unten. Wir haben fouragirt, wie Sie sehen; und können Ihnen ein herrliches Abendessen anbieten. Sie können ein Huhn pflücken, setze ich voraus, wenn die Gelegenheit es erfordert?“

„Ich will mein bestes thun,“ lachte der Graf; „aber ich fürchte, Ihr Geflügel ist nicht mehr in der Blüthe der Jugend.“

„Wenn Sie in zehn Tagen nichts gegessen hätten als grüne Feigen und abwechselnd ein Stück schwarzes Brot oder Schiffszwieback, so würden Sie über solche Vorurtheile erhaben sein,“ erwiderte der Dragonerofficier. „Meine Ansicht ist, daß das Alter auch die älteste Henne, die je Eier gelegt, nicht ausdörren kann. Sehen Sie den Mann auf dem Dache jenes hohen Hauses dort jenseit des Weingartens? Das ist Garibaldi. Er ist den ganzen Tag dort oben gewesen um das Terrain zu besichtigen. Morgen wird es wirklich Arbeit geben.“

„Also Sie glauben, daß morgen eine Schlacht stattfinden wird?“ fragte Saxon begierig.

„Kein Zweifel daran — und Bosco ist ziemlich der einzige gute General, den die Neapolitaner haben. Er ist durch und durch Soldat und seine

Truppen bestehen alle aus ausgesuchten Leuten, die sich auf den Kampf verstehen."

„Wenn Sie ein Korps befehligen, so hoffe ich, daß Sie uns aufnehmen werden," sagte der Graf.

„Ich befehlige kein Korps — ich gehöre zum Stabe, d. h. ich übernehme Alles, was nützen kann und bin dabei nicht wählerisch. Heute Morgen war ich Drillmeister — gestern, als Bosco versuchte unsere Vorposten bei Carriola zu entsetzen, stand ich bei den Kanonen. Morgen, wenn wir vielleicht in das verwünschte Röhrig dort hinein müssen, werde ich zur Axt greifen und Pionir spielen. Wir sind hier Soldaten jeder Gattung, wie Sie bald selbst ausfindig machen werden."

„Jedenfalls müssen Sie uns etwas zu thun geben."

Der Dragonerofficier zuckte die Achseln. „Sie werden genug zu thun bekommen," sagte er, „wenn die Zeit da ist. Es ist aber zu spät, Sie zu morgen in einem Regimente aufzunehmen. Aber davon wollen wir nach dem Abendessen sprechen. Hier ist mittlerweile mein Quartier."

Sie folgten ihm und halfen ihm nicht nur die Hühner pflücken, sondern auch sie kochen und verzehren; das Letzte war vielleicht die schwerste Aufgabe von den dreien. Nach dem Abendessen, nachdem sie zugesehen, wie General Cosenz tausend Mann von den Truppen inspicirt, machten sie mit Vaughan die Runde, um die Vorposten zu besuchen. Als sie endlich nach Meri zurückkehrten, war es zehn

Uhr vorbei und derselbe herrliche Mond, der ihnen die Nacht vorher auf ihrem Wege geleuchtet hatte, schien auf Festung und Meer, auf Weingärten und Dorf, auf Freund und Feind, auf die wachthabende Patrouille und den schlafenden Soldaten herab.

Zwanzigstes Kapitel.

Wie die Schlacht bei Melazzo begann.

Das Signalhorn ertönte schon vor Sonnenaufgang und beim ersten Tagesgrauen war Meri von Soldaten belebt. Es war die ganze Nacht hindurch keine eigentliche Stille eingetreten, als wenn allgemeine Ruhe herrschte; jetzt war Alles wach — es war aber eigenthümlich, daß Alle sich bemühten, Lärm zu vermeiden; es lag etwas Feierliches und Aufregendes darin.

Um fünf Uhr war die ganze garibaldische Körperschaft unter Waffen. Die Dorfstraße, der Platz um den Brunnen, die offenen Abhänge zwischen den Häusern und dem Wasserfall von Santa Lucia und ein Theil der Landstraße dahinter war buchstäblich vollgepfropft mit Leuten. Von diesen sahen die Jäger, welche von vielen Feldzügen gebräunt waren, mit ihren glänzenden Hahnenfedern am soldatenmäßigsten aus. Was die übrigen Truppen anbetrifft, so schien die rothe Blouse das einzige Zeichen der Uebereinstimmung bei ihnen zu sein, und

mancher geübte Soldat würde vielleicht über ihr unschickliches Aussehen gelächelt haben, wenn sie ihre Waffen nicht in so entschiedener Weise gehandhabt hätten und nicht eine so entschlossene Ruhe auf allen Gesichtern zu lesen gewesen wäre. Es war etwas an diesen Männern, über das sich weder Freund noch Feind hätte lustig machen mögen.

„Wie viele sind Sie im Ganzen an der Zahl?“ fragte Saxon, als sie, Major Vaughan sein Pferd führend, gefolgt von den beiden Andern, an der Linie entlang nach dem kleinen Platze gingen.

„Zusammen genommen, Jäger, Toskaner, Piemontesen und fremde Freiwillige ungefähr vier tausend vier hundert kampffähige Männer.“

„Nicht mehr?“

„O, ja, ungefähr noch zwei tausend mehr,“ erwiderte der Dragonerofficier,“ wenn Sie die sicilianische Schwadron mitrechnen — aber die thut eigentlich nichts als schreien. Sehen Sie — hier kommt Garibaldi!“

Ein anhaltendes Gemurmel, welches zuletzt zum Hurrahrufen anschwoll, flog von einer Reihe zur andern, als der Dictator langsam mit seinem Stabe auf den Platz geritten kam. Er rauchte eine kleine Papiercigarre und sah ganz so aus, wie auf seinen Portraits, ruhig, gutmüthig, wetterhart, die goldene Kette über der Brust auf seiner rothen Blouse befestigt und ein schwarzes seidenes Halstuch lose um den Hals geschlungen.

„Das ist Medici, der ihm zur Rechten reitet“,

sagte Vaughan, indem er in den Sattel sprang, „und der jetzt mit ihm spricht, ist Oberst Dunn. Das Beste, was Sie beide jetzt thun können, ist, bei der Hauptarmee und dem Stabe so nahe, wie Sie können, zu bleiben. Sie werden auf diese Weise alles Sehenswerthe zu sehen bekommen und zugleich Gelegenheit haben, Ihre Büchsen zu gebrauchen. Beim Jupiter, Malanchini hat Befehl erhalten und marschirt bereits ab."

Als er so sprach, marschirte der toskanische General an der Spitze seines Bataillons an ihnen vorüber, schlug den Weg gen Westen nach Santa Marina ein, wo die Neapolitaner einen Vorposten am Meere ausgestellt hatten.

„Noch ein Wort," sagte Major Vaughan jetzt eilfertig. „Wenn ich fallen sollte, wünsche ich, daß Fräulein Colonna Gulnara erhält. Der Araber gefiel ihr immer und sie würde ihn gewiß gut behandeln. Will Einer von Ihnen daran denken, wenn ich dahin bin?"

„Wir beide — beide!" riefen Saxon und der Graf in einem Athem.

„Danke — und nun leben Sie wohl. Ich glaube nicht, daß wir uns in den nächsten fünf Stunden wieder so nahe bei einander finden werden, um uns sprechen zu können."

Bei diesen Worten winkte er ihnen mit der Hand, jagte über den Platz und schloß sich dem Stabe an. In demselben Augenblick ritt General

Cosenz, welcher den Befehl erhalten hatte, den Angriff auf die Neapolitaner die in Archi zurückgelassen waren, zu leiten, fort, um das Commando seiner Veteranen zu übernehmen; während Fabrizi und seine Sicilianer — ein zusammen gelaufener Haufe von Knaben, von denen kein Anführer eine halbe Stunde vorher behaupten konnte, ob sie wie Dämonen kämpfen oder wie Kinder davon laufen würden — ganz zur Rechten abschwenken, um neapolitanische Verstärkungen, welche vielleicht von Messina ausrückten, aufzuhalten. Endlich, als der rechte und linke Flügel en route waren, setzten sich die Hauptkolonnen unter Medici's Führung in Bewegung und fingen an in ganz ausgezeichneter Ordnung die St. Peterstraße hinabzumarschiren, es Oberst Dunn's Regiment überlassend, die Reserve zu bilden.

Die beiden jungen Leute befolgten Vaughan's Rath, schulterten ihr Gewehr und marschirten mit dem Centrum. Es war jetzt ungefähr sechs Uhr. Die Sonne gewann schon Macht; aber ein frischer Wind wehte vom Meere her und die Weinanpflanzungen zu beiden Seiten des Weges blitzten vom Thau. Als sie über die kleine Brücke außerhalb des Dorfes kamen und auf die Ebene unter sich hinabsahen, konnten sie Malenchini's Abtheilung sich zur Linken hinwinden und Cosenz mit seinen Leuten rasch zur Rechten verschwinden sehen.

Jetzt führte ihr eigener Weg plötzlich an einem Abhang hinunter; und sie sahen nur einen ununterbrochenen Strom von rothen Blousen und blitzen-

den Gewehren. Er rollte dahin zu dem gemessenen, schweren, hundertfältigen Echo entschlossener Schritte, nie aufhörend, nie anhaltend, das wogende Röhrig zu beiden Seiten und den blauen Himmel über sich.

Man wußte mittlerweile, daß der Feind seine Stärke in einem großen Halbkreis ungefähr mitten zwischen Meri und Melazzo aufgestellt hatte, zur Rechten bis Archi hinabreichend und zur Linken bis an's Meeresufer, bis über Marina hinaus. Aber kein Mann war zu sehen. Gänzlich vom Röhrig und von Weinranken versteckt, durch die Ebenheit des Bodens begünstigt, vorbereitet, sich nöthigenfalls in die Stadt zurückzuziehen und, im Fall sie aus der Stadt geschlagen würden, sich in's Kastell zu flüchten, nahmen sie eine Stellung ein, welche beinahe unüberwindlich schien.

Gleich darauf, als die Garibaldianer weiter und weiter in die Ebene hinabkamen, hörte man eine ferne Salve in der Richtung von Santa Marina, und dies war ihnen ein Zeichen, daß Malenchinis Leute mit dem äußersten rechten Flügel des neapolitanischen Halbkreises zusammengestoßen waren. Ein freudiges Gemurmel durchlief die Reihen und ein berittener Officier kam die Fronte entlang und gebot:

„Silenzio! Silenzio!“

Es war der junge Beni. Als er Saxon und Castletowers außerhalb der Reihen marschiren sah, lächelte er und nickte ihnen zu; erhob sich dann im Bügel und rekognoscirte vorne.

In demselben Augenblick erscholl ein lauter Büchsenschuß in dem Röhrig und eine Kugel pfiff durch die Luft. Beni lachte und hielt seinen Hut empor, welcher an zwei Stellen durchbohrt war.

„Gut getroffen, erster Schütze!“ sagte er und ritt wieder zurück.

Und nun schienen die Anpflanzungen zu beiden Seiten des Weges plötzlich von unsichtbaren Feinden zu schwärmen. Eine Kugel nach der andern flog durch das Röhrig, eine Lücke nach der andern machte sich in den vorderen Reihen bemerklich. Die Nachhut warf sich zu hunderten auf die Weingärten, schossen beinahe auf's Gerathewohl; nur der Dampf der Flinten ihrer Feinde leitete sie dabei; die Vorderen aber rückten ihnen immer näher.

Mit jedem Augenblicke flogen die Kugeln dichter und fielen die Leute schneller. Ein Deutscher, mit dem Saxon noch einen Augenblick zuvor gesprochen, fiel ihm todt dicht vor die Füße, und Saxon hörte das schreckliche Krachen der Kugel, als sie ihm den Kopf zerschmetterte. Medicis Pferd brach unter ihm zusammen; Beni kam wieder vorübergejagt mit einem blutigen Taschentuch um den Arm gebunden; Garibaldi und seine Officiere drängten sich immer mehr in die vordersten Reihen — und noch immer war nicht ein einziger Neapolitaner sichtbar geworden.

Plötzlich drängte das ganze Centrum, gehorsam dem Kommandowort seine Schritte verdoppelnd, im Laufe vor, feuerte rechts und links in das Röhrig hinein und ging gerade auf einen Punkt los, aus

dem die Kugeln am dichtesten geflogen waren. Dann blitzte es plötzlich zwanzig Schritte vor ihnen schrecklich auf — Dampf stieg empor — ein Gebrüll ertönte, welches die Erde erbeben machte. Die Leute stürzten in Verwirrung zurück. Sie waren einer maskirten Batterie gerade in den Rachen gerannt!

Als der Rauch sich verzog, war der Boden rund umher buchstäblich mit Kartätschenkugeln gepflügt und mit Todten und Sterbenden bedeckt.

Castletowers warf sein Gewehr bei Seite und stürzte sich auf die Verwundeten los und zog einen nach dem andern in das Bereich des Röhrigs.

Saxon kletterte in einen Olivenbaum, der am Wege stand und die Kugeln, welche hageldicht um ihn herflogen, nicht beachtend, fing er kaltblütig an, die neapolitanischen Kanoniere zur Zielscheibe zu machen.

Mittlerweile waren Medicis Leute unter die Nachhut gerathen und der ganze Haufe befand sich in Unordnung. Um die Verwirrung noch zu erhöhen, erhob sich plötzlich das Geschrei, Garibaldi sei verwundet.

In diesem kritischen Augenblicke, als die Landstraße noch mit Soldaten besetzt war, kam Major Vaughan an der Fronte vorbeigaloppirt. Er war mit Ordres an die Nachhut abgeschickt und nicht im Stande, sich einen Weg zu erzwingen, hatte er diese gefährliche Alternative ergriffen. Er jagte über den offenen Raum zwischen der Batterie und den Garibaldianern dahin, und wurde sogleich von

einem Dutzend unsichtbarer Flinten zur Zielscheibe erwählt. Man sah ihn im Sattel schwanken, vornüber sinken, und ein bis zwei Fuß von Saxons Olivenbaum fiel er zur Erde.

In kaum einer Sekunde war der junge Mann herabgesprungen, hatte den Dragonerofficier in seinen starken Armen emporgehoben, ihn aus dem Wege getragen und mit dem Rücken gegen einen Baum gelehnt.

„Sind Sie schlimm verwundet?“ fragte er theilnehmend. Vaughan nickte schwach mit dem Kopfe.

„Nehmen Sie mein Pferd,“ sagte er, in abgebrochenen Sätzen und tief Athem holend, während er seine Hand fest in die Seite drückte. „Reiten Sie zu dem Nachtrab herum — sagen Sie Dunn, er möge die Reserve heranbringen — und die Batterie — in der Flanke — angreifen.

„Das will ich thun; aber können Sie vertragen noch einige Schritte weiter getragen zu werden?“

„Sagen Sie ihm, es sei ein Wall da — zur Linken von den Kanonen — unter dessen Schutz — er seine Leute — aufstellen kann.“

„Ja, ja; aber zuerst und vor Allem . . . .“

„Zum Henker! — gehen Sie sogleich — oder der Tag — ist verloren!“

So sprechend, beugte er sich vornüber, deutete ungeduldig auf das Pferd und fiel mit dem Antlitz auf die Erde.

Saxon hob ihn auf — sah das bleiche Antlitz

— legte das Haupt sanft zurück und ritt in voller Eile davon. Während er dies that, sah er, daß Medicis Leute sich wieder geordnet hatten, daß Garibaldi selbst sie zum Angriff ermunterte, und daß Castletowers sich den vorrückenden Kolonnen angeschlossen.

Zum Nachtrab zu jagen, seine Befehle zu überliefern, abzusteigen und den Araber an einen sichern Ort anzubinden, war das Werk weniger Augenblicke. Darauf kehrte er mit Dunns Regiment zurück, indem er seinen Weg wie die Uebrigen durch die Weingärten nahm, und näherte sich der Batterie unter der Deckung eines Walles und Grabens zur Linken, wie Vaughan angegeben hatte.

Als sie die Batterie erreichten, fanden sie, daß schon ein harter Kampf begonnen — die Neapolitaner vertheidigten ihre Kanonen mit den Spitzen ihrer Bayonnette — Medicis Leute stürmten tapfer gegen die Verschanzungen an, und Garibaldi befand sich, das Schwert in der Hand, inmitten des Gefechtes.

Das Kommandowort erscholl — die Reserve griff an, und Saxon befand sich im nächsten Augenblick innerhalb der Batterie, gegen einen Kanonenwagen gedrängt und im Handgemenge mit zwei neapolitanischen Kanonieren, welche er beide mit seinem Revolver erschoß.

„Zieht die Kanonen heraus!“ schrie Oberst Dunn.

Die Leute warfen sich auf das Geschütz, umringten, ergriffen es und setzten es sogleich in Be-

wegung — die Neapolitaner wichen und theilten sich zur Rechten und Linken, um ihre Kavallerie durchzulassen.

Darauf hörte Saxon den Donner der Pferdehufe, sah plötzlich eine Menge Leute, Pferde und erhobene Säbel, schoß seine letzte Patrone einem Dragoner in's Gesicht, der zum Schlage gegen ihn ausholte — und was weiter vorging, davon wußte er nichts mehr.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Die Barrikade in der Via Lombardi.

Saxon öffnete die Augen. Er fühlte sich gleichsam gegen seinen Willen aus einer Betäubung, welche tiefer als der Schlaf war, erweckt, er kämpfte mühsam, den Oden wieder zu gewinnen, den ein plötzlicher Ueberguß von kaltem Wasser ihm benommen. Aufblickend, sah er Lord Castletowers über sich gebeugt.

„Wo bin ich?“ fragte er, indem er verwirrt und starr um sich sah. „Was ist mit mir vorgegangen?“

„Hoffentlich nichts, mein Lieber,“ entgegnete sein Freund. „Vor fünf Minuten zog ich Sie unter einem Reiter nebst Roß hervor und überzeugte mich, daß Sie todt wären; nachdem ich aber ein wenig Wasser geholt habe und Sie wieder zum Bewußtsein gekommen sind, und ich noch dazu nicht im Stande bin Löcher in Ihrem Panzer zu finden, bin ich geneigt zu hoffen, daß Sie keinen Schaden genommen haben. Glauben Sie, daß Sie aufstehen können?“

Saxon ergriff die Hand des Grafen und erhob sich ohne große Mühe. Ihm schmerzte der Kopf und er fühlte sich schwindelig; das war aber Alles.

„Ich vermuthe, ich bin betäubt worden,“ sagte er, indem er sich nach der verlassenen Batterie umsah. „Ist die Schlacht gewonnen und vorbei?“

Die Kanonen waren fort und der Boden war von ihren schweren Wagengeleisen gepflügt. Dunkle Lachen Blutes und Haufen Erschlagener zeigten an, wo der Kampf am ärgsten gewüthet hatte; und dicht vor Saxons Füßen lagen die Leichen eines Kuirassiers und zweier neapolitanischer Kanoniere — die er alle drei mit eigener Hand erschossen hatte.

„Nein; die Schlacht ist noch nicht vorbei,“ sagte der Graf; „man kann auch nicht sagen, daß sie gewonnen ist; aber sie ist mehr als halb gewonnen. Wir haben die Kanonen genommen, und die Neapolitaner haben sich in die Stadt zurückgezogen, und jetzt ist zum Waffenstillstand geblasen, und die Leute haben ein paar Stunden Ruhe. Die Brücke über den Nocito und das offene Land bis zu den Thoren von Melazzo sind unser.“

„Es ist hier scharf gekämpft worden,“ bemerkte Saxon.

„Nirgends schärfer als hier,“ entgegnete der Graf. „Ihre Kavallerie nahm die Kanonen wieder und schlug Dunns Leute aus der Batterie; aber unsere braven Burschen waren zu beiden Seiten aufgestellt und empfingen sie zwischen zwei Feuern, und als sie versuchten den Angriff zu erwidern,

sperrten sie die Straße und schossen die Anführer todt. Es war eine glänzende That; aber Garibaldi schwebte einige Augenblicke in der größten Gefahr und er schoß, glaube ich, mit eigener Hand einen Kavalleristen nieder. Darauf brachen die Neapolitaner durch und entkamen, die Kanonen und die Batterie in unseren Händen lassend."

„Und Sie haben das Alles mit angesehen?"

„Alles. Ich war unter denen, welche die Straße sperrten, und befand mich die ganz Zeit dicht hinter Garibaldi. Aber jetzt, scheint es mir, sind Sie wieder ziemlich fest auf den Füßen, und ich schlage daher vor, daß wir nach einem geschützteren Orte hinabgehen und suchen, etwas zu essen zu bekommen. Diese sicilianische Mittagssonne verbrennt Einem ja förmlich das Hirn im Schädel, und vom Fechten wird der Mensch hungrig."

Einige große Holzläger und Scheunen waren zur Unterbringung der Truppen erbrochen worden, und dorthin begaben sich die Freunde, um Ruhe und Labung zu suchen. Im Schutze eines Schuppens, der neben dem Nocito stand, liegend, verzehrten sie ihr Frühstück von Brot und Früchten, rauchten ihre Cigaretten und lauschten dem lieblichen Gemurmel des Stromes, wie er dem Meere zueilte. Rund um sie her im Schatten eines jeden Busches und unter dem Dache eines jeden Schuppens lagen die ermüdeten Soldaten — eine bunte, staubbedeckte Menge, welche die Spuren des Krieges trug. Einige aßen, andere schliefen, einige rauchten, andere bade-

ten ihre heißen Füße in dem fließenden Strome; einige spielten mit ächt italienischer Gedankenlosigkeit Morra. Sie lagen dabei auf dem grünen Rasen neben einander und gestikulirten so eifrig und lachten so fröhlich, als wenn die Herrschaft der Schlacht und des Blutvergießens auf immer von der Erde verschwunden wäre. Dann und wann wurde ein Verwundeter auf einer improvisirten Tragbahre vorbeigebracht; dann und wann wurde ein neapolitanischer Gefangener eingebracht; dann und wann wurde ein harmloser Schuß von der Festung abgefeuert. So verging die heiße Mittagszeit und zwei kurze Stunden herrschte Friede.

„Armer Vaughan!“ sagte der Graf, welcher jetzt erst von seinem Tode hörte. „Er hatte gewiß heute Morgen eine Vorahnung davon. Was ist aus dem Pferde geworden?“

Saxon erklärte, er habe es zu der Nachhut geschickt mit dem Befehl, daß es nach Meri zurückgebracht und sorgfältig gepflegt werden solle.

„Ich habe nicht vergessen,“ schloß er, „daß wir seine Testamentsvollstrecker sind, und daß Gulnare jetzt ein Legat ist. Ich glaube, es wird am besten sein, das Thier für jetzt nach Palermo an Signor Colonna zu schicken.“

„Unzweifelhaft. Wissen Sie, Trefalden, ich habe zuweilen geargwöhnt, daß — daß er Fräulein Colonna liebte.“

„Es sollte mich nicht wundern, wenn er es gethan,“ sagte Saxon düster.

„Nun, er ist den Tod eines Soldaten gestorben, und morgen will ich, wenn ich lebe, dafür sorgen, daß er wie ein Soldat begraben wird. Einen Mann von größerer Tapferkeit hat es nie in der Armee gegeben."

Jetzt war die bestimmte Zeit abgelaufen; die Truppen sammelten sich wieder und die Kolonnen zum Angriff wurden gebildet. Garibaldi ging an Bord der Tuckori, einer neapolitanischen Dampffregatte, die mit Waffen und Munition und ihrer ganzen Bemannung beim ersten Ausbruch des Krieges zu ihm übergegangen war und jetzt in der Gegend von Melazzo, in der Bai westlich vom Vorgebirge lag. Von dort aus begann er ein heftiges Feuer auf die Festung zu unterhalten, in keiner anderen Absicht, als um die Aufmerksamkeit der Besatzung abzulenken, während seine Armee in drei Divisionen zum Angriffe auf die Stadt losmarschirte.

Medici nahm die westliche Küste; Cosenz die Straße nach dem Thore von Messina und Malenchini die Porta di Palermo. Saxon und Castletowers marschirten mit den Jägern und einer Abtheilung der Palermitaner unter General Cosenz.

Um zwei Uhr befanden sie sich unterhalb der Mauern von Melazzo. Die Garnison hatte die anrückenden Kolonnen schon bemerkt. Erst kam eine Bombe, dann wieder eine, dann ein halbes Dutzend wie Meteore über die Köpfe der Belagerer geflogen, welche dadurch nur um so begieriger zum Angriff schritten und mit um so verzweifelterem Un-

gestüm gegen die Thore anschlugen. Ein paar Schüsse aus einem alten Zwölfpfünder brachten es gleich darauf krachend zu Falle; die Garibaldianer stürmten hindurch, und im Laufe einiger Sekunden befanden Saxon und Castletowers sich, ohne eigentlich zu wissen, wie sie hineingekommen, innerhalb der Mauern und einem Bataillon neapolitanischer Infanterie gerade gegenüber.

Beide Theile feuerten. Die Neapolitaner zogen sich zurück, sobald sie ihre Ladung abgeschossen. Die Garibaldianer folgten ihnen. Gleich darauf wandten die Neapolitaner sich wieder um, schossen noch einmal und zogen sich wieder zurück. Dies Manöver wiederholten sie mehrere Male, während die Garibaldianer fortfuhren zu feuern und sie zu verfolgen, bis sie endlich den Marktplatz in der Mitte der Stadt erreichten. Hier fanden sie Oberst Dunns Regiment im Besitz der einen Seite des viereckigen Platzes, und eine beträchtliche Truppenabtheilung der Neapolitaner im Besitz der andern. Die Luft war voll von Pulverdampf, und der Boden war mit zerstreut umherliegenden Gruppen Todter und Verwundeter besäet. Als der Dampf sich etwas verzog, konnten sie sehen, wie die Neapolitaner auf der einen Seite ruhig luden und zielten — und wie auf der andern Seite Dunns Leute lärmend hin und her liefen und ein schnelles, aber unregelmäßiges Feuer zu unterhalten suchten.

Kaum waren die neuen Ankömmlinge jedoch auf dem Platze erschienen, als ein berittener Offi-

cier mitten durch das Feuer auf sie losgaloppirt kam.

„Schicken Sie ein Detachement nach der Via Lombardi,“ sagte er eilfertig. „Sie haben dort eine Barrikade aufgeworfen, welche genommen werden muß!“

Die Erwähnnng einer Barrikade war hinreichend für Saxon und Castletowers. Sie überließen es den Kämpfern auf dem Marktplatze, ihr Gefecht allein zu beendigen und setzten sich mit dem Detachement in Bewegung, welches seinen Weg durch ein Labyrinth verlassener Nebenstraßen hinter dem Platze herum nahm.

Jetzt fiel ein Schuß von einem benachbarten Dache — sie eilten im Laufe vor — bogen um die Ecke der nächsten Straße — sahen sich von drei Seiten, von der Straße und den Häusern zu beiden Seiten, zu gleicher Zeit mit einer Ladung empfangen und befanden sich Angesichts der Barrikade. Sie bestand nur aus einem Haufen Karren, Straßenpflaster und Gerümpel, ungefähr acht Fuß hoch; da sie aber mit geübten Schützen besetzt und von den Häusern, in denen jedes Fenster mit Kanonenläufen gespickt, zu beiden Seiten gedeckt war, so erwies sie sich uneinnehmbarer, als es ausgesehen hatte.

Das Detachement, welches hauptsächlich aus palermitanischen Rekruten bestand, fiel in Unordnung zurück und feuerte nur schwach und unregel-

mäßig. Vier oder fünf von der Mannschaft blieben auf dem Platze.

„Avanti!" rief der commandirende Officier.

Aber kein Mann rührte sich.

In dem Augenblicke gaben die Neapolitaner auf's Neue eine zerstörende Ladung, worauf die vordersten Reihen förmlich Kehrt machten und nach hinten zu gelangen suchten.

„Poltroni!" schrie der Hauptmann, indem er rechts und links mit der flachen Klinge drein schlug und wie ein Besessener an der Linie entlang lief.

In demselben Augenblick schlug Castletowers einen Missethäter mit dem Kolben seiner Flinte nieder, während Saxon einen anderen am Kragen ergriff, seinen Revolver mit der Hand aus dem Gürtel zog und den Mann mit der anderen zur Barrikade hinschleppte.

Es war eine einfache That der Kraft und des Muthes; aber es brachte den Strom plötzlich in eine andere Richtung, wie man kaum hätte für möglich halten sollen. Impulsiv wie die Wilden und in einem Augenblicke von einem Extrem zum andern übergehend, brachen die Sicilianer in einen wahren Sturm von vivas aus, und stürzten sich wie Tiger auf die Barrikade.

Wohl mochten die Neapolitaner jetzt ihr tödtliches Feuer von jedem Dache, aus jedem Fenster entsenden; wohl mochten sie sich hinter eine Mauer

von Bajonetten stellen, wohl mochten sie die Todten auf die Lebenden zurückwerfen und jeden Zollbreit ihrer Stellung wie Verzweifelte vertheidigen, nichts konnte den Muth ihrer Angreifer erschüttern. Die Leute, die noch einen Augenblick zuvor im Begriff standen, davon zu laufen, gingen jetzt tollkühn dem Tode entgegen. Wie viele auch fielen, so drangen doch immer andere vor, kletterten über die Leichen ihrer gefallenen Kameraden hinweg, schrieen: „Viva Garibaldi!“ dicht vor den Läufen der neapolitanischen Gewehre und ergriffen sogar die Bajonette, welche gegen sie gerichtet waren.

Der Kampf war kurz und blutig. Er hatte kaum drei Minuten gedauert, so ergossen die Palermitaner sich wie eine unwiderstehliche Welle über die Barrikade und die Neapolitaner flohen in wilder Hast auf den Marktplatz dahinter.

Die Sieger pflanzten die Trikolore auf den Gipfel der Barrikade, bemannten sie mit ungefähr dreißig ihrer besten Schützen und machten sich dann an's Werk, die Feinde, welche noch im Besitz der Häuser waren, zu vertreiben.

Der garibaldianische Officier eilte währenddem mit offenen Armen auf Saxon zu und dankte ihm mit Enthusiasmus.

„Tapfrer Engländer!“ sagte er, „wenn Sie nicht gewesen wären, würde unsere Fahne hier in diesem Augenblick nicht wehen.“

Aber Saxon zeigte, bleich wie der Tod, auf

den Haufen Erschlagener am Fuße der Barrikade und seine einzige Antwort war:

„Um Gotteswillen, Herr Hauptmann, ich vermisse meinen Freund. Befehlen Sie einigen Ihrer Soldaten mir zu helfen, seine Leiche zu suchen!“

Es war eine schreckliche Arbeit.

Die Neapolitaner waren entflohen, sobald sie die Unhaltbarkeit ihrer Stellung erkannt hatten; aber der Verlust der angreifenden Parthei war sehr groß. Die meisten Leute waren dicht unter der Barrikade auf eine schreckliche Weise auf die Bajonette gespießt worden. Ein schrecklicher Ausdruck des Todeskampfes lag auf den bleichen Gesichtern der Todten, aber viele athmeten noch und diejenigen, welche bei Bewußtsein waren, baten kläglich, man möge sie doch von ihren Leiden befreien. Die Todten wurden einer nach dem andern bei Seite geworfen und die Verwundeten trug man in den Schatten der Häuser hinab. Saxon Trefalden sah einem Manne nach dem andern in's Antlitz, half liebevoll die Verwundeten forttragen und legte die Gebeine der Todten scheu zur Seite, indem er erwartete jeden Augenblick seinen Freund darunter zu finden.

Endlich war auch der letzte Leichnam entfernt — Alles war durchsucht — die schreckliche Liste wurde überzählt. Zwei und dreißig waren todt, fünf lagen im Sterben, eilf waren verwundet; aber der Graf von Castletowers befand sich nicht unter ihnen. Saxon konnte es kaum glauben. Immer und im=

mer wieder machte er die Runde bei den Todten und Sterbenden, und endlich setzte er sich mit blutbefleckten Händen und Kleidern und besorgtem Herzen am Fuße der Barrikade nieder und überlegte, was er nun zunächst thun solle.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Das Ende der Schlacht.

Es war jetzt beinahe vier Uhr Nachmittags. Während des Suchens vor der Barrikade hatte Saxon die Bomben hoch über seinem Kopfe wegfliegen sehen und gehört, wie der Kampf noch unaufhörlich in den Straßen der Stadt tobte. Zuweilen erscholl der Lärm näher, zuweilen ferner; aber nie verstummte er auch nur auf eine Minute ganz. Als die Leute, welche auf der Barrikade postirt waren, nach einer Weile fanden, daß weder Freund noch Feind in ihre Nähe kam, wurden sie ungeduldig und entfernten sich einer nach dem andern, und Saxon, der allem Anschein nach ebenso wenig Aussicht hatte seinen Freund am einen wie am andern Orte zu finden, folgte ihrem Beispiele sehr bald.

Er durchschritt eine ganze Straße ohne ein lebendes Wesen zu sehen; dann kam er an einen Kreuzweg, wo er stillstand und lauschte. Das Gewehrfeuer kam ihm jetzt sehr entfernt vor; aber er konnte nicht recht erkennen, aus welcher Richtung

der Schall kam. Während er noch zögerte, kamen ein paar neapolitanische Soldaten auf ihn zugelaufen. Als sie einen bewaffneten Garibaldianer erblickten, blieben sie plötzlich stehen, als wüßten sie nicht, wohin sie sich wenden sollten, und Saxon rief ihnen zu, sie sollten sich ergeben.

In demselben Augenblick erschienen sechs bis acht rothe Blousen oben in der Straße in vollem Jagen. Die Neapolitaner feuerten sogleich auf Saxon, warfen ihre Gewehre fort und entflohen durch eine Nebenstraße links.

Aber die Kugeln streiften ihn, ohne ihn zu treffen, und Saxon, begierig zu erfahren, wie sich die großen Interessen des Tages anderswo entwickelten, setzte seinen Weg fort und überließ die Flüchtigen ihren Verfolgern.

Einige Schritte weiter stieß er auf ein Detachement Toskaner, welches von dem jungen Beni angeführt wurde, der sich jetzt zu Fuße befand.

„Holà! amico,“ rief der Palermitaner, „wo kommen Sie her?“

„Von der Barrikade in der Via Lombardi. Und Sie?“

„Von der Küste, wo die verfluchten Königlichen Bomben und Granaten herabgeschleudert haben, wie der Aetna seine Feuersteine auswirft.“

„Wer gewinnt den Tag?“

„Wir. Wir müssen siegen. Wir treibeu sie von allen Seiten nach dem Kastell empor. Kommen Sie mit und sehen Sie es an!“

In Folge davon schloß Saxon sich der toskanischen Kompagnie an, und während sie gegen die Anhöhe hinauf drängten, indem sie sich eine steile Allee auf der östlichen Seite der Stadt hinaufwanden, theilten die jungen Männer sich in einigen abgebrochenen Sätzen das Neueste mit, was jeder wußte.

„Der ganze untere Theil der Stadt ist unser," sagte Beni. „Medicis Leute haben Wunder gethan — die genuesische leichte Reiterei hat die Hälfte ihrer Mannschaft verloren — Peards Kompagnie hat Besitz von einer alten Windmühle auf der Anhöhe oberhalb des Kastells genommen, von wo aus sie den Feind gänzlich aus dem nördlichen Theil der Festung vertrieben haben."

„Das ist eine große Neuigkeit!"

„Es i st eine große Neuigkeit. Bevor noch eine Stunde vergangen, werden wir sie alle im Kastell eingeschlossen haben wie Mäuse in der Falle."

„Wo ist Ihr Pferd?"

„Vor einer halben Stunde unter mir erschossen. Wo ist Ihr Freund?"

„In Sicherheit, hoffe ich. Er ist in dem Handgemenge unter der Barrikade verschwunden, und seitdem habe ich ihn nicht gesehen."

„Still! Ich höre das Geräusch vieler Schritte — halt!"

Die Kolonne blieb stehen und bei der plötzlich eintretenden Stille, hörte man deutlich die Tritte einer bedeutenden Abtheilung Soldaten.

Es war ein bewegter Moment. Die Allee

schlängelte sich steil und schmal hinauf. Auf der einen Seite erhob sich ein ungeheurer Felsblock; auf der andern Seite lief eine niedrige Mauer, welche den ärmsten Stadttheil einschloß. Ein schlimmerer Ort für das Zusammentreffen zweier feindlicher Partheien wäre kaum ausfindig zu machen gewesen; aber der junge Palermitaner übersah, trotz seiner Ungeübtheit im Kommandiren, doch mit einem Blicke die Schwierigkeiten seiner Stellung und traf Anstalten ihnen zu begegnen.

Schweigend und schnell ließ er seine kleine Truppe sich quer über den Weg aufstellen — die erste Reihe knieend, die zweite etwas gebückt und die dritte aufrecht stehend — Alle bereit, den Feind mit dem tödtlichen Blei zu empfangen, so bald er ihnen zu Gesicht käme. Saxon hatte mittlerweile die Büchse über die Schulter geworfen und begann den Fels zu ersteigen. Wo eine Gemse den Fuß hinzusetzen vermochte, dahin fand auch er den Weg, und ehe noch Beni recht wußte, was aus ihm geworden war, hatte er sich hinter einem überhängenden Gebüsche einige zwanzig Fuß über ihnen postirt. Ungefähr ein Dutzend Andere folgten sogleich seinem Beispiel, bis jeder Strauch und jeder vorspringende Felseck eine Flinte verbarg.

Kaum hatten die Garibaldianer ihre Vorbereitungen beendet, als die weißen Kreuzriemen der Neapolitaner an der Biegung des Weges, ungefähr sechszig Ellen vor ihnen erschienen.

Sie waren offenbar nicht darauf vorbereitet,

den Durchgang gesperrt zu finden, und fuhren beim Anblick der Garibaldianer, die ihnen sogleich ihre erste Ladung entgegen sandten, zurück. Sie feuerten aber doch einige Schüsse ab und entzogen sich dann dem Auge, als seien sie unschlüssig, ob sie vorgehen oder sich ganz zurückziehen sollten. Die Natur des Bodens war der Art, daß keine Parthei den Umfang der Stärke des Feindes erkennen konnte, und Beni hatte dafür gesorgt, den größten Vortheil aus diesem Umstande zu ziehen. Mittlerweile hatten seine Leute wieder geladen und warteten in derelben Ordnung wie vorher.

Sie brauchten nicht lange zu warten. Im nächsten Augenblicke erscholl der Ruf „Viva il Ré!“ und die Königlichen kamen, von ihren Officieren ermuntert, mit gefälltem Bayonnett im Angriffsschritt zurück — wie ein schmaler, dichter, entschlossener Strom, der aussah, als würde er Alles mit sich fortreißen.

Die Toskaner feuerten wieder mit der größten Kaltblütigkeit die tödtliche Salve ab — wieder, wieder und wieder; und bei jeder Ladung sanken die vordersten Neapolitaner wie Gras vor der Sense. Es schien eine verzauberte Linie über die Straße gezogen zu sein, welche sie nicht zu überschreiten vermochten. So bald sie sie erreichten, fielen sie; so bald sie fielen, drängten Andere sich vor und wurden wiederum erschossen.

Und während dieser ganzen Zeit ließen die Plänkler auf der Felsenseite ihre niefehlenden Kugeln

auf die vorrückende Kolonne niederregnen, die Leute in den hintersten Reihen treffend und jeden Officier der sich nur blicken ließ, hinraffend.

Der Kampf dauerte nur wenige Minuten und war in kürzerer Zeit, als man zum Erzählen desselben gebraucht, vorüber.

Durch ein unwiderstehliches Feuer niedergemäht, nicht ahnend, welch' eine Hand voll Leute sie in Schach hielt und beinahe ohne einen Officier, der das Kommando führen konnte, fühlten die Neapolitaner sich plötzlich veranlaßt, vom Angriff abzustehen und setzten ihren Rückzug ebenso schnell in's Werk wie ihren Angriff. Sechs bis acht Verwundete schleppten sie mit sich, die Todten ließen sie als Wall zwischen sich und ihren Gegnern zurück.

„Viva Garibaldi!“ rief Saxon und schwang sich leicht von einem Strauch zum andern, und von da auf die Straße hinab.

„Viva Garibaldi!“ rief Benis Truppe, begierig die Verfolgung zu beginnen. Aber ihr junger Anführer hielt sie zurück. Er wußte, daß es mit ihnen aus wäre, so bald ihre kleine Zahl verrathen wurde und sich ihnen in den Weg werfend, gebot er, daß kein Mann sich von der Stelle rühren solle. Die Fußtritte der Feinde verhallten währenddem immer mehr, und die Garibaldianer, von denen nur zwei verwundet waren, blieben im unbestrittenen Besitze ihres kleinen Thermopylä.

In sehr fröhlicher Stimmung setzten sie daher

ihren Marsch fort; aber sie wurden keinen Neapolitaner mehr gewahr. Als die Allee bald darauf auf einer breiten Platform mündete, von der aus man die Stadt übersehen konnte, machten sie halt. Ueber ihnen stiegen die Festungsmauern empor, anscheinend verlassen. Unter ihnen lagen die Straßen und Plätze Melazzos, mit dem offenen Lande dahinter. Ein eigenthümliches Schweigen schien sich plötzlich herabgesenkt zu haben. Man hörte nicht mehr das Echo des Gewehrfeuers — keine Rauchwolke war zu sehen, selbst nicht an den Orten, wo der Kampf noch vor einer halben Stunde am heißesten gewesen war. Nur hier und da verrieth ein lautes Rufen in der Ferne, und das Platzen einer Bombe, welche von einem der Außenwerke auf der westlichen Seite der Festung abgefeuert wurde, noch Leben; sonst schien der Tumult der Schlacht wie durch Zauber verschwunden.

„Was soll das bedeuten?" fragte Saxon athemlos.

„Nun, ich vermuthe," sagte Beni, „es bedeutet, daß die Schlacht beendet ist."

In dem Augenblicke erschien ein Detachement von Malenchinis Brigade auf dem Platze, am andern Ende der Platform, und mit dem Rufe „Viva l'Italia!" pflanzten sie die Trikolore auf den höchsten Punkt der Brustwehr, welche auf die Stadt hinabsah.

Die Schlacht war in der That beendigt; der lange Kampf war tapfer ausgefochten und der Tag mit Sieg gekrönt worden. Die ganze Stadt, bis zu den Thoren des Kastells war in den Händen der Befreier.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Saxon setzt sein Suchen fort.

Nach Beendigung der Schlacht, wurde Befehl zur Errichtung von Barrikaden an allen Eingängen zum Kastell gegeben. So ermüdet sie auch von dem langen Kampfe des Tages waren, so stapelten die Garibaldianer doch ihre Flinten zusammen und gingen eifrig an's Werk. Das Pflaster wurde schnell aufgerissen, Karren wurden aus den Schuppen, in denen die Besitzer sie zurückgelassen, gezogen und Thüren aus ihren Angeln gehoben. Vor Sonnenuntergang war an jedem gefährlichen Punkte eine Kette von improvisirten Schutzwällen gezogen, und die Königlichen waren, so zu sagen, in ihrer eigenen Festung eingeschlossen.

Darauf wurden einige Schildwachen auf den Barrikaden postirt, und dann zerstreute sich die Armee in den Straßen und Plätzen und legte sich zu hunderten in den Kirchen, in den verödeten Häusern und selbst in den offenen Thorwegen auf der Straße zur Ruhe nieder.

Saxon ging mittlerweile von einer Barrikade zur andern, um seinen Freund zu suchen, und befragte Jeden, dem er begegnete; aber er suchte und fragte vergebens. Ein Garibaldianer erinnerte sich, daß er ihn bei der Kompagnie Pavias, während eines scharfen Scharmützels in einem der Gärten nahe beim Kastell gesehen. Ein Anderer meinte, er hätte ihn unten bei der Marina gesehen. Ein Dritter wußte sicher, daß er durch das Platzen einer Bombe getödtet worden war; während ein Vierter ebenso fest behauptete, daß er mit Peards Kompagnie oben in der Windmühle beim Kastell gewesen wäre. Verwirrt von diesen widersprechenden Behauptungen, wanderte Saxon bald hier, bald dorthin, bis die Dämmerung hereinbrach; da streckte er sich gänzlich erschöpft auf eine Bank mitten auf dem Marktplatze und verfiel in tiefen Schlaf.

Sein Schlaf währte nur ein paar Stunden. Er hatte sich voll von Befürchtungen und Besorgnissen niedergelegt, und kaum war die erste Erstarrung, welche durch übermäßige Ermüdung hervorgerufen worden, von ihm gewichen, so erwachte er mit einem unbestimmten Gefühl von Unruhe und war im ersten Augenblick nicht im Stande sich zu besinnen, wo er sei.

Er sah einen geräumigen Platz, in tiefen Schatten gehüllt, um sich Gruppen von schlafenden Soldaten und zusammengestapelte Waffen lagen zerstreut umher.

Melazzo genommen, Castletowers verschwunden;

vielleicht verwundet — vielleicht todt! Er sprang empor, sobald diese Erinnerungen in ihm aufstiegen, und noch halb betäubt vom Schlafe, dachte er schon daran, wie er seine Nachfrage fortsetzen wolle. Beim ersten Schritte stolperte er über den Leichnam eines Neapolitaners, welcher wie schlafend dalag, das weiße Antlitz zum Himmel gewandt. Einige Schritte weiter begegnete er ein paar Garibaldianern, welche einen Verwundeten auf einer Bahre forttrugen, während ein Fackelträger ihnen voraufging.

Von diesen Leuten erfuhr er, daß mehrere Hospitäler in der Stadt und einige außerhalb der Thore errichtet wären und beschloß, sie alle der Reihe nach zu besuchen, bevor er sich nach einer andern Richtung hin umsähe. Er folgte ihnen auch sogleich nach einer Kirche, welche ganz in der Nähe lag und deren Fliesen mit Stroh bedeckt waren, zur Aufnahme der Verwundeten. Es war ein eigenthümlicher und trauriger Anblick. Die Fackeln, welche hier und da an den Wänden und Pfeilern des Gebäudes befestigt waren, dienten nur dazu das ungeheure Dunkel der Wölbung noch greller hervorzuheben. Rund umher, mehr oder weniger schwer verwundet, lagen einige sechszig Soldaten; die Wundärzte und Krankenwärterinnen glitten geräuschlos hin und her, nur auf die Ausübung ihres barmherzigen Berufes bedacht.

Saxon blieb an der Thüre stehen und fragte die Schildwache, ob er etwas von einem englischen Grafen — Lord Castletowers mit Namen — von

dem er Ursache habe zu fürchten, daß er unter den Verwundeten sei, gehört habe.

„Ein Engländer?“ fragte die Schildwache. „Si, amico, vor ungefähr zwei Stunden wurde ein Engländer hier herein gebracht.“

Saxon ging daher durch das Schiff der Kirche hinauf und stellte dieselbe Frage an eine der Wärterinnen.

Sie schüttelte traurig den Kopf und erwiderte: „Ach, das war leider ein schlimmer Fall. Er ist ungefähr zehn Minuten, nachdem er hereingebracht worden, gestorben.“

„Gestorben!“

„Seine Leiche ist noch nicht fortgetragen. Sie liegt dort unter der Kanzel.“

Halb von Furcht und halb von Hoffnung bewegt, griff der junge Mann nach der nächsten Fackel und flog damit nach dem bezeichneten Platze. Der zerstückelte Leichnam lag friedlich da mit einem Lächeln um die bleichen Lippen und halbgeschlossenen Augenlidern, als wenn er schliefe; aber es war nicht die Leiche von Lord Castletowers.

Mit einem tiefen Athemzuge der Erleichterung wandte Saxon sich ab und ging leise durch die Reihen der Kranken, ein bleiches Gesicht nach dem andern musternd. Nachdem er dies gethan, erfragte er den Weg nach dem nächsten Hospital, welches im untersten Stock des Polizeigebäudes eingerichtet war. Um dahin zu gelangen, mußte er wieder über den Marktplatz. Hier begegnete er noch mehreren

Parthien mit Fackeln; denn die Garibaldianer suchten noch immer ängstlich in allen Theilen der Stadt nach ihren Verwundeten.

Vor der Thür des Polizeigebäudes redete er die Schildwache mit derselben Frage an, welche er an jeder Barrikade und an jedem Vorposten gestellt hatte: Ob er ihm Auskunft über einen Engländer mit Namen Castletowers geben könnte?

Die Schildwache, welche zufällig ein Franzose war, nahm die Mütze mit dem feinsten Anstande, den man sich nur wünschen kann, ab und fragte statt der Antwort, ob sie die Ehre habe mit Herrn Trefalden zu sprechen?

Saxon bejahte dies; aber .....

„Alors, que monsieur se donne la peine d'entrer. Il trouvera son ami, mi-lord Castletowers, dans la première salle à gauche.“

Saxon hielt sich kaum damit auf, dem freundlichen Gallier für seine Nachricht zu danken, er stürzte hinein und beinahe das erste Antlitz, auf dem sein Auge haften blieb, war das seines Freundes.

Er saß auf einer Bank, die ihm augenscheinlich als Lager gedient hatte. Er hatte einen großen Mantel über die Schultern geworfen und sah etwas bleich aus; er rauchte aber trotzdem ruhig eine Cigarre und plauderte mit seinem nächsten Nachbar.

„Aha, Trefalden,“ sagte er, als Saxon in's Zimmer stürzte, „haben Sie mich endlich ausfindig gemacht! Ich wußte, daß Sie mich im ganzen Orte suchen würden, wenn Sie am Leben wären; ich sagte

daher an der Thür Bescheid, daß man Sie hereinschicken sollte. Entschuldigen Sie die linke Hand."

„Wie bin ich froh, Castletowers!" rief Saxon. „Ich bin noch nie in meinem Leben so froh gewesen!"

„Sachte, mein Lieber — sachte! Sie brauchen Einem die Hand nicht gerade so stark zu schütteln."

„Was ist passirt? Wo sind Sie verwundet?"

„Am rechten Arm — zum Henker!"

„Sehr schlimm?"

„Nein. Das heißt, ich bin nicht zur Amputation verdammt; aber was mich betrifft, so hat's ein Ende mit dem Ruhm und dem Pulver — und das ist schlimm genug.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

In schmählicher Haft.

Das geheimnißvolle Verschwinden des Grafen war einfach genug, als es sich aufklärte. Er war bei dem letzten starken Anlauf über die Barrikade hinweg gekommen, und statt wie Saxon auf dem Platze zu bleiben und das Gefecht ganz mit auszukämpfen, war er mit einigen zwanzig Anderen fortgestürzt, um die Fliehenden zu verfolgen. Nachdem sie die Neapolitaner in eine Sackgasse gejagt, sie zu Gefangenen gemacht und ihnen ihre Waffen abgenommen hatten, schlossen die Garibaldianer sich der Kompagnie Pavias an und nahmen mit ihnen Theil an der heißesten Arbeit, die an diesem Tage in Melazzo geschah.

Während er bei dieser tapferen Kompagnie war und in dem Augenblicke, wo er ihr half die Trikolore oben auf dem Pavillon eines lang bestrittenen Gartens aufzupflanzen, erhielt Lord Castletowers zwei Schüsse in den rechten Arm und war gezwungen zu den Ambulancen bei der Nachhut zurückzugehen. Seine Wunden waren, obwohl heftig, doch durch-

aus nicht gefährlich; eine Kugel war in die zweiköpfige Muskel des Oberarms gedrungen und eine andere hatte den Ellenbogenknochen gebrochen. Beide Kugeln waren schon herausgezogen, bevor Saxon den Weg nach dem Polizeigebäude gefunden und der dienstthuende Wundarzt versicherte ihnen, daß Lord Castletowers mit der Zeit den Gebrauch seines rechten Armes so vollständig wieder erhalten würde, als wenn er nie einen Unfall gehabt hätte. Für den Augenblick aber waren die Folgen desselben ziemlich unbequem für ihn. Die militairische Laufbahn des Grafen war plötzlich abgeschlossen und seine Hoffnung, eine glänzende That — eine That, der selbst Fräulein Colonna ihre Bewunderung nicht würde versagen können — auszuführen, ward im Keime erstickt. Dies war schwer zu ertragen und er bedurfte aller Geduld, deren er Meister war.

Nachdem ihr Feldzug so unerwartet beendet war, wären die jungen Männer am liebsten gleich nach ihrer kleinen Yacht zurückgegangen und hätten die Segel gesetzt um „frische Gefilde und neue Weiden“ aufzusuchen. Aber der Arzt wollte nichts von diesem Vorschlage hören. Sie blieben daher einen Tag nach dem andern in Melazzo, hielten sich meistens in einer Hütte außerhalb der Mauern auf und suchten die heißen und langweiligen Stunden so gut wie möglich hinzubringen.

Es war eine langweilige Zeit, die nur einmal vorübergehend durch die Uebergabe der Garnison

unterbrochen wurde. Sie sahen die neapolitanischen Transportböte in die Bai hineindampfen und waren Augenzeuge von der Einschiffung Boscos und seiner Truppen.

Als dieses Zwischenspiel beendet war, fingen die Garibaldianer an sich nach Messina umzusehen und darüber nachzudenken, was nun zunächst geschehen müsse. Dann kam das Gerücht, daß die Königlichen alle ihre Festungen geräumt, und endlich ward es zur Gewißheit, daß die Langeweile, welche dem Siege gefolgt war, wohl nicht mehr durch eine Schlacht auf der Insel Sicilien unterbrochen werden würde.

Diese Nachricht tröstete die jungen Leute etwas und noch mehr that dies ein Brief, welchen der Graf am vierten Tage nach der Schlacht von Signor Colonna erhielt. Sie ergaben sich daher in die halbe Haft in Melazzo und sahen Garibaldi mit der Hauptarmee mit etwas weniger Bedauern, als sonst der Fall gewesen sein würde, scheiden.

Des Italieners Brief war so kurz wie eine militairische Depesche und lautete folgendermaßen: —

„Caro Gervase. Der Sieg, den wir soeben errungen, beendigt den Krieg in Sicilien. Uneinigkeit und Schrecken herrschen im Kabinet von Neapel. Monate werden wahrscheinlich vergehen, bevor ein neuer entscheidender Schlag geführt wird, und es ist möglich, daß selbst dieser Schlag nicht mehr nöthig ist. Leihe also Dein Ohr ernstem Rathe. Stecke Dein Schwert in die Scheide und vollende Deine

Reise in Frieden. Dieses im Vertrauen von dem Freunde Deiner Kindheit. G. C."

Es war von Bedeutung eine solche Versicherung von einem Manne wie Colonna — dem besser als Garibaldi selbst die wahrscheinlichen Chancen und Aussichten auf einen Krieg bekannt waren, zu erhalten. Die Freunde fanden sich daher, so gut sie konnten, in ihre Lage und amüsirten sich mit Plänen, was sie thun wollten, wenn der Arzt ihnen Erlaubniß zur Weiterreise gäbe.

Von Norwegen konnte jetzt nicht mehr die Rede sein. Um die Zeit, wo sie Bergen erreichen konnten, war die schöne Jahreszeit beinahe vorbei und überdem wurde es dem Grafen verboten, seinen verwundeten Arm einem so starken Wechsel der Temperatur auszusetzen. Sie beschlossen daher ihre Tour auf das mittelländische Meer zu beschränken; dort Alles zu sehen, so weit es thunlich war und wenn möglich Malta, Alexandria, Smyrna, Athen, Neapel, Cadix und Lissabon auf dem Wege anzulaufen. Dieser Liste fügte Saxon aus Gründen, die nur ihm allein bekannt waren, den Namen Sidon hinzu.

Endlich hieß es, daß Lord Castletowers so weit hergestellt sein, um reisen zu können; nur bedürfe er noch der ärztlichen Pflege. Saxon zerhieb den gordischen Knoten, indem er einen jungen sicilianischen Wundarzt für die Dauer der Reise engagirte, und in seiner Begleitung gingen sie wieder an Bord der Albula und lichteten die Anker.

Ende des dritten Bandes.

Edwards, Amelia Ann Blanford,

Eine halbe Million Von Amelia B. Edwards. Aus dem Englischen übersetzt von Elise Mirus

Bd.: 3

Hamburg 1866